

# SIGMUND FREUD (1856 – 1939)



## Einige Bemerkungen zu Person und Werk von Sigmund Freud aus Anlass seines 150. Geburtstages.

„Der Narr sprach: Die Pein zehrt auch den  
Wahrhaftigen“

Werner Filmer, Orion und 41

## Anerkennung und Respekt

Der programmatische Vorsatz der *Integrativen Therapie* (Petzold 2003a), „*Wertschätzung der Differenz*“, legt zum feierlichen Anlass zunächst einmal ehrende Anerkennung und gebührenden Respekt nahe: Rückt doch mit dem *Freudschen* Werk eine heutzutage schier unvorstellbare persönliche Leistung ins Blickfeld. Dieses umfangreiche, großenteils literarisch beachtliche, in seiner Art wohl einzigartige theoretische Werk konnte nur ein Mensch schaffen, der mit überragender Geistesgröße, weit reichender Bildung, klarem Zielbewusstsein, starkem Durchsetzungswillen und größtmöglicher Disziplin ausgezeichnet war. Dies gilt umso mehr, wenn man in Rechnung stellt, dass *Freud* neben seiner gigantischen theoretischen Produktion in beträchtlichem Umfang klinisch gearbeitet hatte. Auf der Höhe seiner Schaffenskraft hielt er täglich bis zu acht Analysesitzungen ab und empfing auch noch bis ins hohe Alter trotz fortschreitender Krebserkrankung Analysanden und Besucher.

Auch wenn eine bestimmte destruktive Variante der *Freudkritik* (Eschenröder 1989;

Zimmer 1986) anderes nahezulegen versucht - ich kann mich in dieser Hinsicht *Paul Roazen* (1971) nur anschließen: Das fortwährende Bedürfnis, sich mit *Freud* auseinanderzusetzen, gerade auch viel von der an ihm geübten Kritik bezeugen *Freuds* Größe sowie die Aktualität seiner Ideen (*Roazen* 1971, 31). Unbenommen bleibt davon allerdings, ob man *Freuds* Ansichten zustimmt oder nicht. Zumal zahlreiche seiner Ansichten mittlerweile durch die Forschung einfach widerlegt sind.

Von den Differenzen der *Integrativen Therapie* zu *Freud* – so weit sie nicht ohnehin aus meiner Darstellung hervorgehen - wird insbesondere in meinem Schluss die Rede sein. Vorab ist betont, hier wird es nicht 'ad personam' gegen *Freud* gehen. Ihn kritisch zu würdigen verlangt zuerst, ihm *Gerechtigkeit* widerfahren zu lassen. Anders steht es um seine Nachwirkungen: Jene Praktiken, die von ihm ausgingen, deren Geltung heute immer noch machtvoll behauptet wird, auch wenn sie eigentlich nur noch historisches Interesse verdienen.

*Samuel Weber* (1979) hat in seinem *Jacques Derrida*

gewidmeten Essayband „*Freud-Legende*“ völlig zu Recht problematisiert, wie man heute *Freud* liest. Er selbst schlug vor, *Freuds* Texte so zu lesen, wie sie selbst den Traum lesen: Nicht allein um den Sinngehalt herauszuarbeiten, der einer „selbstverständlichen“ Lektüre „abfällt wie Schlacke“, sondern um die Bewegungsgesetze nachzuzeichnen, die jenen Inhalt hervorbringen – aber auch verstellen (*Weber* 1979, 12).

*Jacques Derrida* (1992) - einer der Referenzphilosophen der *Integrativen Therapie* - hatte dereinst den Vorsatz *Michel Foucaults* – ein weiterer Referenzphilosoph der *Integrativen Therapie* - „*Gerecht sein gegenüber Freud*“ (ibid. 59) dekonstruiert, da in der „*Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Psychoanalyse*“, die *Foucault* erzählt hatte, *Freud* auf beiden Seiten einer von diesem selbst gezogenen Linie auftauchte, mit der dieser Vernunft und Wahnsinn trennen wollte: Die Geschichte der *Freudschen* Vernunft wäre demnach auch eine Geschichte des *Freudschen* Wahnsinns.

### **Probleme der Geschichtsschreibung**

Wenn man sich nach Jahren der Beschäftigung mit vielem, was

zum Thema bereits veröffentlicht worden ist, dem historischen Phänomen *Sigmund Freud*, so, wie es die *Integrative Therapie* nahe legt „aus guter Distanz“, würdigend zuwendet, kommt man nicht umhin, historisch kritisch, diskursanalytisch und dekonstruktiv zu denken, um eine multiperspektivische Ansicht zu entwerfen. Trotz bester Vorsätze warten auch hier erhebliche Schwierigkeiten. Ich beginne daher mit ein paar allgemeinen Worten zur Geschichtsschreibung.

Das Vorhaben, das Werk einer großen historischen Persönlichkeit zu würdigen, sozusagen Geschichte zu schreiben, ist mittlerweile von allerlei erkenntnistheoretischen Bedenken umstellt, auf die insbesondere *Paul Ricoeur* eindrucksvoll und nachhaltig hingewiesen hat. Spätestens seit *Ricoeur* (1991; 1998; 2003) muss man die Vorstellung einer objektiven Geschichtsschreibung aufgeben. Geschichtsschreibung erweist sich immer als ein subjektives, Interesse geleitetes Unterfangen. Denn anders als es die Gewohnheiten und Tendenzen von Alltagssprache und Alltagsdenken nahe legen, ist Geschichte nichts mit sich Identisches, keine Entität, die gleichsam an einem Ort abgelagert, dort anamnestisch

aufsuchbar und objektiv beschreibbar wäre (1998, 23). Geschichte ist nach *Ricoeur* (1991) eine schöpferische „*Refiguration von Zeit*“. Die Vorstellung einer „Wirklichkeit“ der Vergangenheit bleibt ihm zufolge abstrakt, solange sie nicht als komplexes Spiel sich wechselseitig bedingender Bedeutungen begriffen wird, das zwischen unseren auf die Zukunft gerichteten Erwartungen und unseren auf die Vergangenheit zielenden Interpretationen stattfindet (1991, 335).

Geschichte ist immer eine Realisation der Gegenwart. Geschichte ist etwas, das gleichsam auftönt im Sonar respektive aufglimmt im Radar gegenwärtiger, subjektiver Erkenntnisinteressen. „Geschichte“ bildet sich nicht zuletzt durch die Fragen, die man an das „Rätsel der Vergangenheit“ (*Ricoeur* 1998) richtet.

Übrigens auch *Sigmund Freud* (1909) legte gegenüber der Objektivität der erinnerten Lebensgeschichten seiner Patienten Skepsis an den Tag. Er verglich sie mit „der Sagenbildung eines Volkes über seine Urgeschichte“ (*Freud* 1909, 427).

Erkenntniskritische Einschränkungen gelten selbstverständlich auch für meine Anmerkungen zu *Sigmund Freud*. Sie sind von meinem expliziten und impliziten Erkenntnisinteresse geleitet. Es wäre zudem keine Überraschung, wenn sich nicht in ihnen auch unbewusste, polyvalente Einstellungen zu *Freud* realisierten. *Freud* selbst hat auf das Problem der Ambivalenz hingewiesen, die häufig die Beschreibung der Lebensgeschichte großer Männer kennzeichnet, insofern die Verehrung für diese regelmäßig eine Komponente feindseliger Auflehnung enthält (*Freud* 1930, 550).

Bevor ich ausführlicher auf *Freud* zu sprechen komme, noch ein Bekenntnis: Ich glaube, dass phänomenologisch-hermeneutische Psychotherapieverfahren größtenteils personalen Ursprungs sind, weil sie sich zuerst wesentlich der Selbstbeobachtung und Selbstreflexion verdanken und weil ihre theoretischen Modellvorstellungen letztlich die zu Gedankenfiguren geronnenen Erlebens- und Verhaltensweisen ihrer Begründer enthalten. Um die spezifische Qualität der Verfahrensbegründung im Subjekt als Erkenntnisobjekt

nicht zu ignorieren, ist neben allem anderen immer auch auf die Person seines Begründers zu sehen. Mit anderen Worten, ich gehe davon aus, dass sich im Werk immer auch in hohem Maße Persönliches (*Schuch* 1990) zeigt. Ich denke also, es gibt einen unauflösbaren Zusammenhang von *Freuds* persönlichen Lebensrealisationen und der Entstehung und Entwicklung seiner Theorie sowie seiner therapeutischen Praxeologie.

Für diesen subjektiven Ansatz spricht schon der Anfang der Psychoanalyse. Bekanntlich bildete *Freuds* Selbstanalyse eine entscheidende Etappe bei der Entwicklung seiner wissenschaftlichen Ansichten (*Gedo* 1968). *Freud* hat bei sich angefangen und sozusagen in einem inneren Dialog den Entwurf einer „Psychoanalyse“ begründet und entwickelt. Die Form der Darstellung dieser Selbstanalyse enthielt bereits strukturell sein theoretisches Verfahren. *Schott* (1985) erkannte in seiner Rekonstruktion von *Freuds* analytischem Umgang mit sich selbst zwei miteinander verwobene Stränge: Zum einen der selbstanalytische Diskurs, in dem sich die selbstanalytische Deutungsarbeit vollzieht und zum andern die Leitlinie der

objektiven Konstruktion, in der er ein Funktionsmodell des Seelenlebens entwirft (*Schott* 1985, 125).

Die Fähigkeit, sich zu reflektieren, gilt heute als ein unverzichtbares Eignungskriterium für Psychotherapeuten. Sie macht einen Großteil der psychotherapeutischen Praxis und Ethik aus, wie wir sie vertreten.

Bereits *Freud* hatte verlangt, dass jeder angehende Analytiker mit Selbstanalyse beginne.

*Freud* (1910) war klar, „dass jeder Psychoanalytiker nur soweit kommt, als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten“. Er hatte daher verlangt, dass der Psychoanalytiker „seine Tätigkeit mit einer Selbstanalyse beginne und diese, während er seine Erfahrungen an Kranken macht, fortlaufend vertiefe. Wer in einer solchen Selbstanalyse nichts zustande bringt, mag sich die Fähigkeit, Kranke analytisch zu behandeln, ohne weiteres absprechen.“ (*Freud* 1910, 108). Einige Zeit lang hielt *Freud* die Selbstanalyse für ausreichend, psychoanalytisch tätig zu sein. Erst später sprach er sich für die Lehranalyse aus, die man als Selbstanalyse fortsetzen könne (*Freud* 1912b, 383).

## Schwierigkeiten und Widersprüche

*Freuds* Bild schaut uns derzeit von zahlreichen Buchtiteln bedeutungsschwer an. Ein Jeder kennt es. *Freud* gibt der „Tiefenpsychologie“ regelrecht sein Gesicht. Auch wenn uns sein Anblick ikonisch vertraut vorkommt, ist es heute immer noch keineswegs einfach, ein einigermaßen differenziertes und stimmiges Bild von *Freud* zu entwerfen.

Die *Freud*-Literatur – je nach dem, womit sie sich zu welcher Zeit, aus welcher Perspektive und mit welchem Ziel beschäftigte - zeichnete vielmehr ein vielschichtiges, überaus widersprüchliches Bild dieses Giganten. *Lahann, B. / Mahler, U. (2006)* untertitelten insofern völlig zu recht: „*Die rätselvolle Geschichte des Sigmund Freud*“. Die Schwierigkeit, die komplexe Persönlichkeit *Freuds* zu verstehen, hat viele veranlasst, ein Schlagwort zu suchen, das ihn verständlich machen würde (*Ellenberger* 1973, 633).

Die allfällige Hagiographie der organisierten Psychoanalyse hat ihr übriges dazu getan, indem sie ein undurchsichtiges, verehrungswürdiges Bild entwarf, in dem das Andere (vgl. *Böhme / Böhme* 1983) von *Freud* nicht oder nur noch

andeutungsweise vorkommen sollte.

*Freud* selbst ist an der Entstehung dieser Schwierigkeit, ihn zu begreifen, maßgeblich beteiligt. Er trug schon früh Sorge, dass nur ein zensuriertes Bild von ihm auf die Nachwelt kam. *Ludwig Marcuse* (1972) hat in seinem Essay über „*Freuds Bild vom Menschen*“ hervorgehoben, dass der Schöpfer der indiskretesten Wissenschaft, was sein eigenes Leben anging, von einer geradezu aggressiven Diskretion war.

Spurentilgung erscheint als ein durchgängiger Wesenszug von *Freud*. Bereits im Alter von 28 Jahren hatte er alle Aufzeichnungen und Briefe, wissenschaftliche Exzerpte und Manuskripte seiner Arbeiten vernichtet. Anschließend schrieb er nicht ohne sichtliche Freude an seine Braut, dass seine „zum Unglück geborenen“ Biographen sich plagen sollen. *Freud* wollte es ihnen nicht zu leicht machen. „Jeder soll mit seinen Ansichten über die Entwicklung des Helden recht behalten, ich freue mich schon, wie sie sich irren werden“ (zit. nach *Appell* 1986).

*Freuds* Neigung, ein bestimmtes Bild von sich zu vermitteln, Kontrolle über das zu behalten, was über ihn an die Öffentlichkeit dringen könnte,

sein Stil der Zensur potentiell Unliebsamen und Gefährlichen wurde von seinen Erben konsequent fortgesetzt.

In dieser Angelegenheit ist insbesondere das Wirken seiner Tochter und Statthalterin *Anna Freud* zu würdigen. Ging doch ein Großteil ihrer späten Sorge und Bemühung dahin, zu verhindern, dass unliebsame Dokumente aus dem Nachlass ihre Vaters veröffentlicht würden, weil sie fürchtete, sie könnten benutzt werden, den Ruf ihres Vaters herabzusetzen und seinen Charakter zu schmälern (*Malcolm* 1986; *Young-Bruehl* 1995).

*Ernest Jones* (1960-1962), der wohl Eingeweihteste, dem das ganze unveröffentlichte Material zur Verfügung stand, von der *Freud*-Familie gebeten, mit einer offiziellen Biographie das *Freud*-Denkmal zu errichten, war als der große Zensor eingesetzt (*Marcuse* 1972, 30). *Jones* erledigte seine Aufgabe in jeder Hinsicht auf beeindruckende Art und Weise. *Jeffrey M. Masson* (1986) kam nach Sichtung eines Großteils der Dokumente, die auch *Jones* zur Verfügung gestanden hatten, zu der Ansicht, dass *Jones* seine Darstellung nicht geschrieben habe, um die Wahrheit zu ergründen, sondern um *Freuds* Version von der Geschichte der Psychoanalytischen Bewegung

zu untermauern (*Masson* 1986, 214). *Massons* aus Sicht der *Freud*-Erben illoyales Wirken blieb nicht ohne Folgen. Nachdem sie bemerkt hatten, dass *Masson* aus der Lektüre dieser Dokumente ihnen unliebsame Ergebnisse ermitteln würde, haben sie ihm den weiteren Zugang zu den Quellen versperrt (*Masson* 1986, 330; *Malcolm* 1986). Auch *Kurt R. Eissler*, Leiter des Sigmund-*Freud*-Archivs ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. *Eissler* versuchte das Seinige, um die Kontrolle über das veröffentlichte *Freud*-Bild zu behalten (*Malcolm* 1986). *Eissler* spielte insbesondere die Rolle des „Verteidigers“, der seine Autorität darauf verwendete, unerwünschte biographische Exkurse anderer zu widerlegen (*Young-Bruehl* 1995, 315). Um die Frage der Veröffentlichung fanden zahlreiche, mittlerweile dokumentierte, engagierte Auseinandersetzungen statt (*Steiner* 2000). Auch bis heute sind noch nicht alle Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich: Die letzten von *Eissler* verfügbaren Veröffentlichungssperren laufen erst zu Beginn des 22. Jahrhunderts aus!

*Ludwig Marcuse* (1972) gelangte zu dem paradoxen Befund, dass ausgerechnet diejenige

Wissenschaft, die den Respekt vor dem Verhüllten mehr als irgendeine zerstört hat, unerbittlich das verschleierte Bild von Wien respektierte (ibid. 31). *Marcuse* vermochte die Verschwiegenheit des Meisters und seiner Schüler über den personalen Ursprung der Psychoanalyse – für ihn Kern der wesentlichsten Differenzen innerhalb der Bewegung – nicht in Einklang zu bringen mit einer Lehre, welche prinzipiell die konventionelle Scheidung zwischen Person und Werk zerstörte (ibid. 38).

Ich möchte dem hinzufügen, dass auch dieses Verhalten als bezeichnendes Merkmal letztlich nur auf den *Chiasmus* von Person und Werk verweist: Der Mann, der sich so sehr für die Geheimnisse der Menschen interessieren sollte, war selbst ein passionierter Kreativeur von Geheimnissen (vgl. *Brückner* 1975).

### **Freuds Persönlichkeit**

Wenn man den Zusammenhang von Person und Werk unterstellt, ist unvermeidlich einen Blick auf die Person *Sigmund Freud* zu werfen:

Wer könnte *Sigmund Freud* gewesen sein? Welche Lebenserfahrungen könnten ihn

gezeichnet haben? Wie sind seine Lebenserfahrungen in sein Denken eingegangen?

Beginnen wir unverfänglich: In Biographien wird *Freuds* Kindheit allgemein als glücklich bezeichnet (*Weisweiler 2006*). *Sigmund* kommt als privilegierter erstgeborener Sohn – in der zweiten Ehe seines Vaters - vor, der von seiner jungen Mutter mit Liebe überschüttet und mit Geborgenheit umhüllt wurde. Der junge *Sigmund* war in der Lage, innerhalb der Geschwisterschar seine Stellung zu behaupten und seine Präferenzen - mitunter diktatorisch - durchzusetzen. Seine privilegierte Stellung in der Familie drückte sich nicht zuletzt darin aus, dass er ein Einzelzimmer bewohnen durfte, während sich seine fünf Schwestern zwei Zimmer teilen mussten. Als kritisch soll er allerdings die von der Familie freudig begrüßte Geburt seiner Schwester Anna (*Freud-Bernays 2006*) erlebt haben, zu der er lebenslang kein günstiges Verhältnis fand. Der junge *Sigmund* wird als glänzender, dabei doch bescheidener Schüler beschrieben, als ehrgeiziger und fleißiger Medizinstudent, als glühender, treuer, besitzergreifender, aber auch eifersüchtiger Liebhaber. Es wird allgemein berichtet, dass

*Freud* sich als junger Arzt eher unsicher fühlte und von Selbstzweifeln geplagt war. Erst nach seiner Selbstanalyse scheint sich *Freud* physisch und psychisch besser gefühlt zu haben (*Markus 1991, 150*). Für *Ellenberger (1973)* erscheint *Freuds* Persönlichkeit ab 1900, nach seiner Selbstanalyse und dem Erscheinen der „*Traumdeutung*“, in einem neuen Licht: Die Selbstanalyse hätte den unsicheren jungen Praktiker in den selbstsicheren Begründer einer neuen Lehre und Schule verwandelt, der überzeugt war, eine große Entdeckung gemacht zu haben, die er der Welt schenken wollte (*Ellenberger 1973, 628*).

Nach eigenem Bekunden sah sich *Freud* als ein im Grunde einsamer Mensch, der sich von anderen Menschen getrennt fühlte. So schrieb er z.B. an *Oskar Pfister*, „Es muß doch in jener Zeit ein unheilbarer Riß zwischen mir und den anderen entstanden sein“ (*Freud / Pfister 1963, 81 f.*). In diese Mitteilung fügt sich nahtlos ein, dass *Freud* immer wieder Phasen schwerer Depression durchlitt, in denen ihm das Leben zeitweise nicht lebenswert erschien (*Jones 1960, 356*). Einsamkeit wurde ihm allerdings auch zur Attitüde, zu einem „Einsamseinwollen“, zu einem „Sich-bergen in seine



eigensten Ziele“ (*Andreas-Salomé* 1958, 30).

Werfen wir aus gegebenem Anlass einen Blick auf *Freuds* Leidensgeschichte (*Schur* 1973). *Jürg Kollbrunner* (2001) hat akribisch *Freuds* lebenslange Krankheitserfahrungen nachgezeichnet. Ein Kapitel, dessen Bedeutung für *Freuds* Denken und Haltung zur Welt zu Unrecht weithin unterschätzt wird.

*Sigmund Freud* hatte nicht nur 16 Jahre lang an einem Mundhöhlenkarzinom gelitten, das ihn zu zahlreichen zum Teil schweren, sehr schmerzhaften, hochbelastenden chirurgischen Eingriffen und anderweitigen Therapien zwang, darunter auch Röntgenbestrahlung sowie Radiumtherapie, sondern musste bis zur Krebsdiagnose bereits zahlreiche, zum Teil schwere Erkrankungen durchleiden. *Kollbrunner* (2001, 16) verweist auf die kolossale Verharmlosung von *Jones* (1962), der geschrieben hatte, dass *Freud* bis in seine sechziger Jahre nie ernstlich krank gewesen sei (*Jones*, 1962, Bd. II, 458).

Ich zähle entlang *Kollbrunners* Berichterstattung nur einmal kurz auf: u. a. Typhus, Pocken, Neuritis im Arm, Neurasthenie mit hochgradigen Stimmungsschwankungen,

Kopfschmerzen, häufige, erst im Alter seltener werdende, zum Teil schwere Migräneanfälle, Herzbeschwerden („Anfälle paroxysmaler Tachykardie mit angialen Schmerzen und Anzeichen linksseitigen Herzkammerversagens, welche im April 1894 zu einer organischen Myokardschädigung, wahrscheinlich einer Koronarthrombose in einer kleinen Arterie oder vielleicht einer postinfektiösen Myokarditis geführt habe“), Herzrhythmusstörungen mit Todesängsten, akute Angstattacken, spektakuläre Ohnmachtsanfälle, Naseneiterungen, die operativ behandelt wurden, Naseninfektionen, chronische Nebenhöhlenentzündungen, grippale Infekte, die damals lebensbedrohliche Verläufe nehmen konnten, schwere Anginen, Ischias, Magen-Darmstörungen, Verstopfung, Prostataerkrankung, Rheumatismus, Furunkel, Gasvergiftung, Schreiblähmung, phobische und zwanghafte Störungen, insbesondere Eisenbahnphobie, massive Todesängste, Nikotinsucht. *Kollbrunner* (2001) erwähnt darüber hinaus zahlreiche kindlich-früh belastende Beeinträchtigungen, Verhaltens- und Erlebensweisen, wie z.B.

Bettnässen („immer noch Bettnässen“), Unfall mit Unterkieferverletzung, Lispeln („immer noch Lispeln“), Schuldgefühle.

*Freud* musste in der Folge der Krebserkrankung und den insgesamt zweiunddreißig Operationen jahrelang Gaumenprothesen tragen. Er hatte häufig heftige Schmerzen zu ertragen, litt unter Schluckbeschwerden, konnte zeitweise nicht sprechen, sein Gehör war eingeschränkt. Denkt da nicht der erlebnistheoretisch orientierte Therapeut: Wie wirkt sich eine solche Krankenkariere auf einen Menschen aus? Wer wollte ihm verdenken, wenn er eine eher beschwerliche und pessimistische Einstellung zum Leben entwickelte?

Doch nicht genug mit der Krankengeschichte: *Freud* hatte es auch in anderer Hinsicht keineswegs leicht. Nicht zuletzt musste er in seiner beruflichen Laufbahn immer wieder um sein wirtschaftliches Überleben kämpfen. Sein bemerkenswertes Arbeitspensum mit Patienten verdankte sich wahrscheinlich nicht zuerst seiner Einstellung eines aufopferungsvollen Arztes, sondern der reinen Geldnot. *Freud* war von Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit an finanziell immer wieder in Nöten. Es gab Zeiten, in denen er sich nicht

einmal die Kutsche für Hausbesuche leisten konnte (*Lahann / Mahler* 2006, 47). Zeitweise hielt er sich nur durch Anleihen bei besser gestellten Freunden über Wasser (*Clark* 1985, 65). Es mag ihn erniedrigt haben, dass er von anderen Menschen, z.B. von *Ferenczi* während des Ersten Weltkriegs, finanzielle Hilfen annehmen und deshalb auch gewisse inhaltliche Konzessionen z.B. im Hinblick auf *Ferenczis* „Aktive Technik“ (*Freud* 1918; *Ferenczi* 1919) machen musste.

Wie übereinstimmend überliefert wird, fühlte sich *Freud* Zeit seines Lebens nicht genügend beachtet und in seiner Arbeit wertgeschätzt. Er litt z. B. darunter, nicht auf die ihm zustehende gesellschaftliche Position eines Ordinarius gehoben worden zu sein. Er währte ständig um seine Anerkennung kämpfen zu müssen. Sah sich von Gegnern umgeben und fortgesetzten Anfeindungen im Hinblick auf seine Psychoanalyse ausgesetzt. Trotz spätem Weltruhmes fühlte sich *Freud* nach eigenen Worten nicht durch öffentliche Ehrungen verwöhnt und hatte sich darauf eingerichtet, dass er solche entbehren konnte (*Freud* 1930, 545).

Wie es aus dieser Perspektive aussieht, war *Freud* von dem, was ihm das Leben beschert hatte, zutiefst enttäuscht und verbittert. Dies schloss insbesondere seine Erfahrungen mit anderen Menschen ein. Er hatte, wie er einmal an *Oskar Pfister* schrieb „an den Menschen durchschnittlich wenig ‚Gutes‘ gefunden. Die meisten sind nach meinen Erfahrungen Gesindel“ (*Freud / Pfister* 1963, 62). In den zwanziger Jahren kam er bezeichnenderweise auf den Hund, als treuer Freund. Bei wem hätten solche Erfahrungen nicht Folgen gezeitigt? Wer wollte es ihm verdenken, dass er insbesondere in der zweiten Hälfte seines Lebens nach außen hin ein schroff und abweisend wirkender, verschlossener, leicht kränkbarer und wohl eher auch scheuer Mann gewesen sein soll, der zu scharfen Urteilen neigte, sich häufig abwertend äußerte, sich in Kontroversen in der Regel rigide und autoritär verhielt (*Fromm* 1981) und lieber einen schlechten Eindruck hinterließ, als sich zu zeigen (*Marcuse* 1972).

Diese weit verbreitete Außenansicht *Freuds* wird von anderen Ansichten, insbesondere den Innenansichten von

Familienmitgliedern stark konterkariert. Hier kommt ein gänzlich anderer Mann zum Vorschein. *Freud* zeigte im Familienkreis viel Geduld und wenig Reizbarkeit. Sein Sohn *Jean Martin Freud* schildert den Vater als gütig und guten Erzieher, der am Sonntag und in den Sommerferien Zeit mit seiner Familie verbrachte (*Freud, M.* 1957). Seine Tochter *Anna Freud* schrieb (*Marthe Roberts* (1975; 1986) Darstellung widersprechend) am 23. Juni 1975 an *Masud Khan*: „Sie beschreibt meinen Vater als autoritäre Gestalt, als orthodoxen Juden und in jeder Hinsicht die Art von Vater, gegen die ein Sohn revoltieren würde. Die Wahrheit ist aber, daß er ein Freidenker war, ein milder, nachsichtiger und ziemlich passiver Mensch, d.h., das genaue Gegenteil. Usw.“ Auch andere Menschen, in der Regel solche, denen *Freud* außerhalb professioneller Konkurrenzen dyadisch begegnete, kamen zu ähnlichen Ansichten: Da wird er u. a. als lebenswürdig und gutmütig, als gütig und höflich geschildert, ja gar als Mann „voller Witz und Humor und alles in allem sehr charmant“ (*Ellenberger* 1973, 632).

Auf der anderen Seite des einsamen, verbitterten, pessimistischen *Freud* kommt so ein überaus sensibler, freundlicher, passiver, höflicher, zugewandter, ja humorvoller Mensch zum Vorschein, der wiederum enorme physische Leidensfähigkeit, Kampfesmut und zielvoll entschlossenen Durchhaltewillen aufbrachte, bis zum geduldig, geradezu heroisch ertragenen Tod nach langer schwerer Krankheit (*Schur* 1982).

*Freud* zeigte bemerkenswertes Format. So schrieb er z.B. im Mai 1929 – kurz nachdem er eine neue Gaumenprothese erhalten hatte - an seinen Neffen *Samuel*: „Das Leben ist mir keine Freude – ich bin in mancherlei Hinsicht nicht mehr als ein Wrack -, aber laß uns rasch die andere Seite ansehen. Ich bin im Besitz meiner geistigen Kräfte, ich arbeite weiter und verdiene Geld für unsere Leute“ (cit. *Clark* 1981, 533).

In dem Brief an *Stefan Zweig* vom 17. Oktober 1937 zitiert *Freud* *Horaz* (Oden III, 3): „Selbst wenn der Weltbau krachend einstürzt, treffen die Trümmer ein Herz, das furchtlos.“

*Freud* hatte, bei aller pathetischen Tapferkeit, auch

schwarzen Humor. So schrieb *Freud* an seine Vertraute und Gönnerin *Marie Bonaparte*, am 13. August 1937: „Im Moment, da man nach Sinn und Wert des Lebens fragt, ist man krank, denn beides gibt es ja in objektiver Weise nicht; Großartig sind meine Aufklärungen gewiß nicht. Vielleicht weil ich selbst zu pessimistisch bin. Mir geht ein 'advertisement' im Kopf herum, das ich für das kühnste und gelungenste Stück amerikanischer Reklame halte: "Why live, if you can be buried for ten Dollars?"

Offensichtlich ist *Freud* aber nicht in Pessimismus zugrundegegangen. Es gab etwas Unbeugsames in ihm, das ihn durchtrug. Woraus *Freud* diese immense Kraft bezog, durchzuhalten und Großes zu leisten wäre noch zu anzusprechen. Es liegt nahe, diese nicht nur in seiner Willenskraft, seinem Geltungsbedürfnis und seiner Rigidität, sondern auch in seiner erfolgreichen Ressourcennutzung zu suchen. Nicht zuletzt lebte er im Mittelpunkt einer großbürgerlich konventionell geordneten Familie, deren gesamtes Leben sich um ihn herum abspielte und sich bis in kleinste Details nach seinen Vorgaben richten musste. Seine Frau *Martha Bernays* hat

ihm zeitlebens aufopferungsvoll den Rücken freigehalten und ihm ein ungestörtes Arbeiten garantiert. Sie war „die tüchtige, verlässliche und zwanghaft pünktliche Gattin. Praktisch, liebenswürdig, hanseatisch“ (*Lahann / Mahler* 2006, 47). *Freud* hatte sich in einer feindselig empfundenen Welt als Patriarch einer auf ihn bezogenen Großfamilie sicher eingerichtet und bekam offenbar in diesem Rahmen genügend viel von dem, was er brauchte, um sich immer wieder heroisch in die Schlacht zu stürzen und das Schlimmste zu ertragen. Letztlich mag ihn aber sein schonungsloser Realitätssinn durchgetragen haben.

### **Freud als Schriftsteller**

Was *Sigmund Freuds* schriftstellerische Qualitäten angeht, herrscht in der Literatur weitgehend Einhelligkeit. Freud gilt als ein passionierter Schreiber (*Flem* 1993), der „in höchstem Grad die Eigenschaften eines großen Autors“ besaß (*Ellenberger* 1973, 638). Er war ein hochgebildeter, „tief in der Sprache lebender“ (*Muschg* 1975, 9), ein hervorragender Schriftsteller – wie schon *Thomas Mann* (1936) in seiner Rede zu *Freuds* 80. Geburtstag nachhaltig gewürdigt hatte.

*Walter Muschg* (1975) traf in seiner Würdigung „*Freud als Schriftsteller*“ polare Feststellungen: „*Freuds* Atemluft war die Abstraktion. Steinerner Unpersönlichkeit, ein kalter Fanatismus des Intellekts bezeichnen diese Haltung“ (*ibid.*, 14); und dann doch: „Erzählende Kunst, beruhend auf einem lustvollen Gestalten und Verweilen auf dem Trieb, die Seelenregungen lebendig, nicht als aufgespießte Präparate aufzubewahren“ (*ibid.* 19 f.).

*Freuds* schriftstellerisches Verfahren kann man aus heutiger Sicht als ausgesprochen integrativ ansehen: Er verknüpfte in der Darstellung seiner psychologischen Ansichten auf literarisch ansprechende Weise theoretische Modellvorstellungen aus der Naturwissenschaft mit philosophischen und literarischen Gedankenfiguren. Dichtung und Mythologie dienten ihm als unerschöpfliche Materialquelle. So griff *Freud* z.B. auf die jüdische Bibel zurück, es finden sich bei ihm Stoffe der von ihm geliebten antiken griechischen Tragödien, der klassischen Literatur, wie z.B. *Shakespeare*, *Goethe*, *Schiller*, aber auch *Heine* und *Hans Christian Andersen* und nicht zuletzt der Kunst, z.B. *Leonardo da Vinci*. *Freuds*

Bildung fußte stark auf der klassisch bildungsbürgerlichen Literaturliste des 19. Jahrhunderts. Seine Theorie war von der deutschen Tradition des klassischen Humanismus durchdrungen, die er seit seinen Gymnasiumstagen in sich aufgenommen hatte (*Deutsch* 1975).

*Freud* beherrschte in besonderer Weise die bildhafte Darstellungsweise. Er formulierte seine Theorien häufig so, als habe er sie, empirischen Befunden gleich (vgl. *Kerz* 1990), voraussetzungslos aus den Krankengeschichten entnommen:

"Ich kann nur versichern, daß ich, ohne einem bestimmten psychologischen System verpflichtet zu sein, an das Studium der Phänomene gegangen bin, welche die Beobachtung der Psychoneurotiker enthüllt, und daß ich dann meine Meinungen um so viel zurechtgerückt habe, bis sie mir geeignet erschienen, von dem Zusammenhange des Beobachteten Rechenschaft zu geben. Ich setze keinen Stolz darein, die Spekulation vermieden zu haben; das Material für diese Hypothesen ist aber durch die ausgedehnteste und mühevollste Beobachtung gewonnen worden." (*Freud*, 1905, 276)

Mit der Darstellung seiner Ansichten in Form angeblich rein wissenschaftlich gewonnener, voraussetzungsloser Beobachtungen versuchte *Freud* wohl die Originalität seiner Ansichten herauszustreichen.

Stilistisch wählte er raffinierte Wege: Er argumentierte scheinbar unvoreingenommen, wie eigentlich gegen sein eigenen Widerstände, das kaum Denkbare zu denken, um dann doch von geradezu unabweisbaren Gedanken überwältigt zu sein, um die er schließlich nicht umhinkommt, sie mitzuteilen. Ein geschicktes Verfahren: Auf diese Weise verschleierte *Freud* seine zielvollen theoretischen Realisationen, deren Ergebnisse für ihn wahrscheinlich von Anbeginn feststanden und als philosophische Leitmotive in seinem Werk nachgewiesen werden können.

*Jacques Derrida* (1997), dem ich diese Anregungen verdanke, fand in seiner *Freud-Dekonstruktion* „*Dem Archiv verschrieben*“ die Rethorik und Logik *Freuds* bei der Einführung des Destruktionstriebes in dessen Schrift über das *Unbehagen in der Kultur* „derart durchtrieben, daß einem schwindelig werden kann. Und umso gerissener, als sie eine

wehrlose Naivität vorgeben“ (ibid. 21).

*Freud* bediente sich freihändig in der Literatur und nahm viele Gedanken anderer Autoren auf. Seine Kunst bestand nicht zuletzt darin, anderer Leute Ideen so lange zu verarbeiten und zu assimilieren, bis sie als seine eigenen wieder an die Oberfläche kamen (vgl. *Falzeder / Haynal* 1981, 111). *Freud* wandte dieses Verfahrens zielvoll-bewusst an. In einem Brief an *Ferenczi*, vom 8.2.1910, gestand er seine Neigung „zum Plagiat“ (*Freud / Ferenczi* 1993, I/1, 208).

In dieses Bild passt, dass *Freud* häufig genug die Herkunft der maßgeblichen Gedankenfiguren, die in seinem Denken aufscheinen, insbesondere deren philosophischen Hintergrund unausgewiesen und unerörtert ließ, um seine eigenen gedanklichen Bemühungen herauszustreichen.

Der nachweislich philosophisch wohlgebildete *Freud* (*Hemecker* 1991; *Gödde* 1999) bevorzugte es, seine Legende zu verbreiten: „Die weitgehenden Übereinstimmungen der Psychoanalyse mit der Philosophie Schopenhauers – er hat nicht nur den Primat der Affektivität und die überragende Bedeutung der Sexualität vertreten, sondern selbst den

Mechanismus der Verdrängung gekannt – lassen sich nicht auf meine Bekanntschaft mit seiner Lehre zurückführen. Ich habe Schopenhauer sehr spät im Leben gelesen. Nietzsche, den anderen Philosophen, dessen Ahnungen und Einsichten sich oft in der erstaunlichsten Weise mit den mühsamen Ergebnissen der Psychoanalyse decken, habe ich darum lange gemieden; an der Priorität lag mir ja weniger als an der Erhaltung meiner Unbefangenheit“ (*Freud* 1925, 86)

So, wie ich es sehe, war *Freud* ein in kühnem Gestus formulierender, hochgebildeter, geisteswissenschaftlicher Theoretiker, der vorhandene Gedankenfiguren konnektivierte, sie von einem Bedeutungsfeld zum anderen transferierte, ein Leben daran arbeitete, sie in ein konsistentes Theoriegebäude zu zwingen, dem Ziel seiner Vision unterzuordnen und mit seiner Narration zu überformen, letztlich sie in seinem Eigenes zu transferieren. In diesen Narrationen benutzte er vornehmlich Themen seiner zeittypischen, „klassischen“ Bildung um seine Themen zu lancieren.

Die Übergänge seines Denkens machen für mich das faszinierendste an der

*Freudschen* Theoriebildung aus. Auch gerade da, wo man ihr nicht zu folgen vermag, kreierte *Freud* eine großartig angelegte geisteswissenschaftliche Theorie im besten Sinne: Ein Aspekt kann nicht ohne den anderen gedacht werden. So sind z.B. seine kulturkritischen Schriften nicht von seiner Psychologie und seinen klinischen Ansichten und Praktiken zu trennen; von der Theorie des Unbewussten ausgehend hat er seine Krankheitslehre in Bezug auf Individuum und Kultur entwickelt (*Brumlik* 2006, 22).

*Freuds* Hoffnung, einmal zu den Autoren zu gehören, „denen eine große Nation wie die deutsche bereit ist, Gehör zu schenken“ erfüllte sich wegen des Nationalsozialismus nicht. Er konstatierte: „Kurze Zeit nachher hatte sich unser Vaterland verengt und die Nation wollte nichts mehr von uns wissen“ (1935, 33).

Vergessen wir über das Schwärmen nicht die Differenzen: *Freuds* monothematisch reduktionistischer Theorietyt unterscheidet sich von der Art des Denkens, die wir vertreten, substantiell: Es handelt sich nicht um das *Ricoeursche* "vernetzende Denken", das *Petzold* mit seinem Entwurf der *Integrativen Therapie* (*Petzold*

2003a) praktiziert. Dieses Denken geht programmatisch von Vielfalt aus. Es zielt auf die Ermöglichung und Erhaltung von Vielfalt. Es steht für die die Zulässigkeit *heterotopischen* Argumentierens (*Chlada* 2005). Es postuliert die Gültigkeit *heterogener* Ordnungen bzw. die Relativierung singulärer Geltungsansprüchen. Mit *Integration* soll es eben nicht um die Generierung und Behauptung einheitlich verfasster Erkenntnisse und Praktiken gehen, sondern um Erweiterung, Vielfalt und Differenzierung.

### **Freud als Entdecker**

*Freud* gefiel sich in der Rolle des kühnen Entdeckers. Diese, von heute besehen, eigentümliche heroische Haltung kennzeichnete seinen Schreibstil von Anfang an. Schon in seiner Zeit als Physiologe sah er sich als „Feldherr“ der mit seinen Einfärbungen den menschlichen Körper einteilte. Für sich war er ein „Conquistador“, ein avantgardistischer Eroberer der „unentdeckten Provinzen des Seelenlebens“. Er glaubte, „an eines der großen Geheimnisse der Natur“ gerührt zu haben – wie er *Wilhelm Fließ* am 21. Mai 1894 schrieb. Noch während der Arbeit an der „*Traumdeutung*“ phantasierte er bereits für seine



großartigen Entdeckungen seinen Namen auf einer am Haus angebrachten Mamortafel verewigt zu bekommen.

*Freud* gefiel sich in der Vorstellung, in einer Reihe mit *Kopernikus*, *Galileo* und *Darwin* zu stehen.

Er hatte vor, der „menschlichen Größensucht“ durch seine psychologische Forschung die "empfindlichste Kränkung“ für ihre bisherige Sicht der Dinge zuzufügen (*Freud* 1916/17, 294 f.).

Die Bericht erstattende Literatur hat ihm großenteils diese heroische Darstellungsweise abgenommen respektive sich ihr bereitwillig angeschlossen. So gilt er z.B. als der Entdecker des Unbewussten, des Ödipus-Komplexes, der Übertragung etc. Die *Freudsche* „Entdeckung des Unbewussten“ gilt nicht nur der Hagiographie als seine hervorragendste Leistung. Für *Brumlik* (2006) gilt er als jemand, der mit dem Begriff des Unbewussten einen „revolutionären Bruch“ bewirkt und die Grundvoraussetzungen des abendländischen Denkens korrigiert habe (*Brumlik* 2006, 22).

Die Annahme der Existenz und die bestimmende Funktion des Unbewussten bilden für die meisten Berichterstatter den Kern, das Zentrum der

Psychoanalyse. Sie stellt *die* ideologische Grundannahme dar, sozusagen „die Geburt der Psychoanalyse“ (*Clark* 1981, 135).

Der Psychoanalytiker *Helmut Junker* differenzierte und relativierte hingegen feinsinniger: Seit *Freud* das Unbewusste zu einem Begriff der Psychoanalyse erhoben hat, wüsste zumindest jeder Psychoanalytiker und jeder Analytierte, „daß, wenn er spricht, sein Unbewußtes stets mit einer zweiten Stimme mitredet, stört und dabei gelegentlich einen ungebetenen Sinn erzeugt“ (*Junker* 1997, 13).

*Freud* selbst hatte auf die ihm eigene Art, die Dinge darzustellen, vorgegeben, allein die unvoreingenommene „Beobachtung“ habe „ihm die Annahme des Unbewußten aufgedrängt“ (*Freud* 1925b, 104). Er legte durch seine Darstellungsweise nahe, das „Unbewusste“ aus den Narrationen seiner Patienten erschlossen zu haben, als „einen psychischen Vorgang, dessen Existenz wir annehmen müssen, etwa weil wir ihn aus seinen Wirkungen erschließen, von dem wir aber nichts wissen“ (*Freud* 1933, 77).

Aber kann man mit Recht *Freud* als den großen Entdecker des Unbewussten ansehen, wie es

allenthalben kolportiert wird? Die „Entdeckung des Unbewußten“ (*Ellenberger* 1973) weist zweifellos eine weitaus längere Geschichte auf:

Die „Zwei-Tendenzen-Theorie“ (*Marquard* 1973, 88) von „bewusst“ und „unbewusst“ zog sich seit langem durch die Tradition der deutschen Philosophie. *Freud* verdankte diese Art zu denken seiner umfangreichen Rezeption philosophischer Texte (*Hemecker* 1991), u. a. *Leibniz*, auch *Schelling* (*Marquard* 1973; 1987), und nicht zuletzt *Schopenhauer* und *Nietzsche* (*Gödde* 1999).

Auch wenn er mit seiner Darstellungsweise zunächst anderes nahelegen versucht hatte, reihte sich *Freud* wenigstens nachträglich in diese philosophische Tradition ein und gab zu, dass *Schopenhauer* seine psychologische Denkweise philosophisch vorweggenommen hatte und dass dessen unbewusster „Wille“ den „seelischen Trieben der Psychoanalyse gleichzusetzen“ war.

*Anna Freud* (1970) sah den Beitrag ihres Vaters im Hinblick auf das Unbewusste ziemlich klar: „Zum ersten Mal wurde der Begriff des Unbewußten aus dem Zusammenhang

philosophischer Spekulation herausgelöst und für das empirische Verständnis menschlichen Verhaltens und psychischer Erkrankung nutzbar gemacht“ (*ibid*, 2554).

*Freuds* wesentlicher Verdienst bestand wohl nicht so sehr darin, auf das Unbewusste hingewiesen, „sondern als erster demonstriert zu haben, wie unbewußte Prozesse funktionieren“ (*Frostholtm* 1978, 40).

In der Tat kann man *Freuds* besondere Leistung darin sehen, die theoretische Modellvorstellung (*Herzog* 1984) eines Unbewussten als interpretatorisches Instrument zu nutzen, indem er den Sinn - für sich genommen - unverständlicher Phänomene mithilfe der Annahme eines Unbewussten zu deuten. Mit der Gedankenfigur des Unbewussten, als unterstelltes „Drittes“, hatte *Freud* sich die Möglichkeit eröffnet, interpretativ Zusammenhänge herzustellen, die sich aus den Phänomenen als solche nicht ergaben. Aber wozu Zusammenhänge herstellen, wo keine sind?

Die *Integrative Therapie* neigt im Hinblick auf das Unbewusste dem Standpunkt von *Maurice Merleau-Ponty* zu, der die *Freudsche* Vorstellung des

Unbewussten als „*Subjekt hinter dem Subjekt*“ ablehnte (vgl. *Frosthalm* 1978).

Oder, um eine andere große „Entdeckung“ anzusprechen: Ist ihm wirklich, wie z.B. *Schöpf* (1982) schreibt, die „zweifelsohne höchst bedeutsame Entdeckung der ödipalen Erlebniswelt“ (ibid. 165) gelungen?

Gibt es überhaupt eine „ödipale Erlebniswelt“ oder hat er, in seiner Vorliebe für die Antike, den Ödipus-Mythos eher zielvoll in seine Analysen hineingewoben? Z.B., indem er die inneren Konflikte von Menschen prävalent im Kontext seiner Elternbeziehungen verstand und diese Konflikte und Beziehungen mit den Themen seiner klassischen Bildung interpretierte?

*Schöpf* (1982) merkte immerhin völlig zu recht an, dass *Freud*, der sich die kindliche Entwicklung und Reifung nur im Kontext der patriarchalisch geordneten Dreierbeziehung einer bürgerlichen Familie vorstellen konnte, das von ihm so interpretierte „ödipale Geschehen“ ungerechtfertigterweise als anthropologische Tatsache behauptet hat.

Aus meiner Sicht erscheint das, was *Freud* als Ödipuskomplex

benannt hat, eher als Projektion und Resultat eines bestimmten, kultur- und zeittypischen elterlichen Erlebens und Verhaltens im Hinblick auf die bio-psycho-soziale Entwicklung des Kindes.

Wissenschaftlich lässt sich dieses Stadium der *Freudschen* Entwicklungspsychologie jedenfalls nicht nachweisen.

Sollte man aber heute *Freud* ernsthaft vorwerfen, den Ödipuskomplex, wie auch andere seiner „Entdeckungen“ z.B. Kastrationsangst, Penisneid etc., erfunden und anthropologisiert zu haben? Ich denke, diese Kritik sollte in erster Linie diejenigen treffen, die diese Gedankenfiguren heute noch tradieren.

### **Freud als Analytiker**

*Freud* hatte in den Jahren 1912 – 1915 die Grundzüge seines Verfahrens in fünf Aufsätzen zur Behandlungstechnik publiziert, von denen er vier - verharmlosend - als „Ratschläge für den Arzt“ bezeichnet hatte (*Freud* 1912a, 1912b, 1913, 1914, 1915). Nach Abschluss dieser Publikationsreihe finden sich im Werk *Freuds* nur noch wenige ausführliche programmatische Äußerungen zur psychoanalytischen

Behandlungstechnik (z.B. 1918, 1937a, 1937b).

Die Anwendung der technischen Regeln im vorgeschriebenen Kontext des analytischen Settings sollte ein experimentelles Design zur Erforschung des von Freud unterstellten „*Unbewussten*“ bilden und durch ihre konsequente Einhaltung die „*Wahrheit der Psychoanalyse*“ verbürgen.

War es nicht eine neuartige Erfindung, wenn denn nicht „wagemutige Entdeckung“, über die man „nie genug staunen kann“ (*Ricoeur* 1969, 416), ein Gespräch zwischen zwei Personen nach bestimmten technischen Regeln zu führen? Ausgangspunkt bildete einerseits die Aufforderung an den Patienten, sich hinzulegen und in der Entspannung frei zu assoziieren und andererseits die Vorschrift für den Analytiker, sich vom Patienten abgewandt zu platzieren und sich in eine „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ zu versetzen.

Mit diesem Entwurf ging *Freud* mit seiner Zeit. So stand das zu seiner Zeit moderne technische Vorbild des Rundfunks Pate: Der Analytiker sollte sein eigenes Unbewusstes wie einen „Empfänger“ auf die Mitteilungen

des sendenden Patienten richten. Ziel war, die in den Assoziationen des Patienten enthaltenen Abkömmlinge unbewusster Triebkonflikte aufzuspüren. Auch im Hinblick auf die Assoziationsmethode gab es ein damals modernes Vorbild: Sie fand ihre Entsprechung in der damaligen, *Freud* als gelerntem Physiologen wohlbekannten, Vorstellung der Hirnphysiologie, dass Neuronen per Assoziation kooperierten. *Freud* brachte insofern mit seiner Assoziationstechnik sozusagen ein in der Natur vorfindliches Prinzip zur Anwendung.

In diesem technischen Setting sollte der analytische Prozess in Gang gesetzt werden: Die Assoziationen des Patienten tasteten sich allmählich an die relevanten Themen heran, die der Analytiker anschließend unschwer erraten konnte. So weit schien alles ganz einfach – bis erwartungsgemäß Komplikationen auftraten: Der Patient wiederholte im analytischen Setting am Analytiker Beziehungsformen aus seiner Kindheit, anstatt sich zu erinnern.

Die besondere technische Aufgabe der *Freudschen* Erfindung bestand im Umgang mit diesen komplizierten Beziehungskonstellationen zwischen Patient und Analytiker.

Freud hatte die „Übertragung“ des Patienten auf den Analytiker entdeckt - als „Anwesenheit eines unbekanntes Dritten“- sowie die Gegenübertragung des Analytikers als Antwort auf die Übertragung des Patienten. Die Übertragung – als unbewusste Wiederholung - war Freud zufolge durch die Deutung des Analytikers in Erinnerung umzuschaffen. Er arbeitete „an“ der Übertragung, um sie zu beseitigen. Freud setzte hier auf „Heilung durch Erkenntnis“. Dem Analytiker gab Freud auf, seine Gegenübertragung nieder zu halten. Er vertrat insofern einen „defensiven“ Gegenübertragungsbegriff (vgl. Körner 1990).

Diese Position fügt sich in Freuds Überzeugung, dass die Kur in der Abstinenz durchzuführen sei. Er wollte nicht zuletzt aus triebökonomischen Gründen verhindern, dass die durch die analytische Situation provozierte „Übertragungsliebe“ der Patientin durch den Analytiker befriedigt würden. Freud (1918) hielt es für falsch, die Leiden der Patienten zu einem vorzeitigen Ende kommen zu lassen. Er wollte vielmehr die Situation offen und die Übertragungsliebe des Patienten sozusagen auf kleiner Flamme am Köcheln halten - als Motiv weiterhin

fleißig zu assoziieren und den Rat des Analytikers bereitwillig anzunehmen.

Man kann Freuds Entwurf der therapeutischen Technik konzeptionell drei Dimensionen der psychoanalytischen Beziehung entnehmen:

1. Die zwischen Arzt und Patient, in der sich der Patient verbal mitteilt und im Rahmen seiner Widerstände sich an lebensgeschichtliche Ursachen seiner Triebkonflikte erinnert.
2. Diejenige, in der der Patient in Form der Übertragungsneurose in der Gegenwart jene konflikthaften, lebensgeschichtlich bedingten Beziehungsformen an dem Arzt wiederholt, die dann Gegenstand von Deutung werden, in Erinnerung umgeschafft und also durchgearbeitet werden sollen (Freud 1914).
3. Die des zwar durch die analytische Situation provozierten und im Dienste der Widerstände stehenden, gleichwohl aber echten Liebeserlebens des Patienten in der Übertragungsliebe (Freud 1915), von dem er programmatisch annahm, dass es nicht dem Analytiker gelte, das von diesem nicht erwidert bzw. befriedigt werden darf, sondern im Sinne der gedeihlichen Entwicklung der Analyse und zur Sicherung

seines Einflusses auf den Patienten strategisch genutzt werden soll.

Die Übertragungsliebe bildete sozusagen den Zugang, durch den der Analytiker seine Belehrung dem Patienten einflößen konnte.

Diese Dimension ist – im Vergleich zu den beiden anderen Dimensionen - die eigentlich „unanalytische“ Dimension der Praxeologie der Psychoanalyse, insofern hier durch eine asymmetrisches Beziehungsstruktur konzeptionell die Möglichkeit eröffnet wurde, den Patienten zu belehren und ihm psychoanalytisches Denken beizubringen.

Eine „menschliche“ Beziehung von Analytiker und Patient während der Analysestunde war für *Freud* kein Thema für die *Technik* der Analyse. Dies sollte wohl verstanden werden:

*Freud* ging außerhalb der eigentlichen Analysezeit durchaus „wirkliche“

Beziehungen zu seinen Patienten ein. Seine „*Technik*“ bestand ja gerade darin, die menschliche Beziehung von Analytiker und Patient programmatisch für einen definierten Zeitraum durch die Anwendung der Grundregel auszuschließen bzw. auf die in der Grundregel vorgegebenen Verhaltensweisen und Beziehungsmöglichkeiten zu

reduzieren. In dem für einen bestimmten Zeitraum regelrecht freigesperrten analytischen Leer- und Lehr-Raum sollte der Patient seine Geschichten erzählen, sollten sich Übertragung und Wiederholung sowie das unbewusste Triebleben des Analysanden darstellen können.

Ich verstehe die „*Ratschläge*“ *Freuds* auf dem Hintergrund seiner nach außen gut abgegrenzten Persönlichkeit. Sie waren zum einen Teil Ergebnis von *Freuds* Evaluierung seines persönlichen Stils zu arbeiten, zu einem anderen Teil waren sie aber auch Ergebnis seines Wunsches, der von ihm verordneten Arbeitsweise ein wissenschaftlich korrektes, formalisiertes Gepräge zu geben und schließlich eröffneten sie ihm die Möglichkeit, seine Ansichten zu verwirklichen und den Patienten seine Triebtheorie einzureden.

In diesen Kontext dürfte sich auch z.B. seine „Entdeckung“ des Phänomens der Übertragung (*Freud* 1912a) einordnen lassen. Der Übertragungsbegriff bezieht sich nach meiner Ansicht auf ein durch das psychoanalytische Arbeitssetting bewirktes Phänomen. Überall da, wo Kontakt zwischen Menschen limitiert ist, wo sich Asymmetrie in die Beziehung einspielt, wird

die Bildung von Übertragung angeregt. D.h. die Leerstellen und Unklarheiten in den Beziehungen werden sich voraussichtlich mit lebensgeschichtlichen Motiven füllen. So gesehen käme der „Übertragung“ keine existentielle Evidenz zu, sie stellte keine allgemeine Wahrnehmungsweise dar, sondern wäre Ergebnis bestimmbarer, defizitärer, ungleicher Verhältnisse.

Die Standardtechnik bereitete eine Reihe von Schwierigkeiten, die in der Literatur diskutiert wurden. Sie bewirkte bei großem Aufwand an Energie und Zeit eher nur bescheidene Heilungserfolge. Ihr drohte zudem immer wieder die Gefahr, sich zu einer Zumutung sowohl für den Analytiker als auch für den Patienten zu entwickeln. Nicht zuletzt erwies sich ihre Indikation als sehr eingeschränkt. *Franz Alexander* (1944) musste in einem Vortrag über die Indikation der psychoanalytischen Therapie feststellen, dass die Frage nach der Indikation der Psychoanalyse relativ leicht zu beantworten war, solange sie als Standardtechnik ausgeübt wurde: „The problem is, then, to select those patients who fit the technique“ (ibid. 319).

Der englische Psychoanalytiker *Edward Glover* (1955) hatte die Vorstellung, eine Psychoanalyse ausschließlich gemäß der Grundregel durchzuführen, für einfach unrealistisch gehalten (*Glover* 1955, 165).

Dies scheint *Freud* selbst so gegangen sein: Insbesondere, wenn man seine technischen Vorschriften im Spiegel von Schülern und Patienten (*Cremerius* 1981) in den Blick nimmt, entdecken wir einen Analytiker, der geradezu „eine unfreudianische Praxis“ führte (*Pohlen* 2006, 38).

Jedenfalls hielt sich *Freud* selbst nicht an seine „Ratschläge“, die er anderen gegenüber so unerbittlich einklagte und die orthodox verordnet als „Standardtechnik“ über Generationen von Analytikern kommen sollte: „*Quod licet jovi non licet bovi?*“.

Wie berichtet wird, arbeitete *Freud* keineswegs anonym oder gar unmenschlich, sondern machte sich in der Analytestunde immer wieder – mitunter sogar recht heftig – auch persönlich deutlich. Sein Umgang mit Abstinenz war völlig unbekümmert. (*Cremerius* 1932, 332). *Freud* sprach nicht selten analysefremde Themen an, die ihn interessierten. So diskutierte er z.B. mit *Sarasin* über *Goethe* (cit. *Cremerius* 1982, 332), machte abfällige Bemerkungen

über den Sozialismus, teilte Tagesereignisse mit oder gar Indiskretionen über Patienten und Kollegen.

Für *Pohlen* zeigte sich in *Freuds* analytischer Praxis, wie sie von *Ernst Blums* Aufzeichnungen überliefert ist, vor allem seine Kreativität (*Pohlen* 2006).

*Cremerius* (1981), der *Freud* bei seiner Arbeit über die Schulter zu schauen versucht hatte, fielen „drei Dinge“ an *Freuds* Arbeitsweise auf: zum einen ganz allgemein die geringe Beachtung der Übertragung, zum anderen die ausschließlich reduktiven Deutungen der Übertragung und schließlich die Außerachtlassung von Aktionen über die Bearbeitung der Übertragung. Selbst massive Aktionen der Patienten berücksichtigte *Freud* nicht unter dem Aspekt der Übertragung. *Cremerius* (1981, 329) nannte deshalb *Freuds* Vorgehen hinsichtlich der Übertragung „reduktionistisch“.

*Franz Alexander* hatte bereits 1933 kritisiert, *Freud* praktiziere sein Verfahren weitgehend „without recognition of the importance of the emotional relation between patient and physician which develops while using the technique“ (*Alexander* 1933, 183).

### **Freuds unpersönliche Traumatheorie**

Ein eigenartiges Kapitel bildet *Freuds* Traumatheorie. Sie scheint so gar nicht in seinen insgesamt philosophisch-geisteswissenschaftlichen Entwurf zu passen. Dies liegt wohl daran, dass sie einer anderen, nämlich der naturwissenschaftlichen Quelle seines integrativen Denkens entstammt. Sie enthüllt allerdings auch etwas von der Unverbundenheit, von der Einsamkeit *Freuds*.

Der Trauma-Begriff hat bei *Freud* eine lange Geschichte, die in die Zeit seiner frühen physiologischen Studien und seiner Zusammenarbeit mit Charcot zurückreicht (*Reicheneder* 1990). Ausgehend von seiner frühen physiologischen Orientierung definierte *Freud* ein Trauma als energie-ökonomisches Geschehen des Organismus auf dem Hintergrund der Annahme des Konstanz-Prinzips. Das Konstanz-Prinzip galt der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts als ein allgemeines Gesetz. Es besagt, daß ein Organismus sich stets darum bemühe, seine innere Homöostase zu erhalten. *Freuds* Trauma-Begriff hat sich über die Zeit in den Ausgestaltungen verändert (*Bokanowski* 1999), nicht aber



im Kern: Für *Freud* hatte das Trauma vor allem einen quantitativen, energie-ökonomischen Sinn. *Freuds* Formel für das Trauma blieb über die Jahre ähnlich. Bereits 1892 in einer Fußnote zu seiner Übersetzung von Charcots "Polyklinischen Vorträgen" bestimmt *Freud* das Trauma als ein Anwachsen von Erregung im Nervensystem, das diese nicht angemessen abbauen kann. In den "Vorlesungen zur Einleitung in die Psychoanalyse" (1916/17), also fast 25 Jahre später, nannte *Freud* das Trauma "ein Erlebnis, welches dem Seelenleben innerhalb kurzer Zeit einen so starken Reizzuwachs bringt, daß die Erledigung oder Ausarbeitung desselben in normalgewohnter Weise mißglückt, woraus dauernde Störungen im Energiebetrieb resultieren müssen" (1916/17, 284). In "Jenseits des Lustprinzips" (1920) sah *Freud* den "Durchbruch des Reizschutzes" durch ein äußeres Ereignis im Vordergrund. Traumatisch wirkte dann die "Überschwemmung des seelischen Apparates mit großen Reizmengen" (1920, 29). "Ein Vorkommnis wie das äußere Trauma wird gewiß eine großartige Störung im Energiebetrieb des Organismus hervorrufen" (1920, 29).

In der Version von Trauma, die *Freud* in "Hemmung, Symptom und Angst" (1926) darlegt, kommt *Freud* auf "eine Art Symmetrie zwischen äußerer und innerer Gefahr: Das Ich wird von innen, das heißt von den Triebregungen, ebenso wie von außen angegriffen." Aber auch da findet *Freud* den Kern der Gefahr schließlich in einer Vermehrung der Spannung ins Unerträgliche, resultierend aus den Reizen, die eine Aufhebung fordern.

*Freuds* Fokus beim Trauma-Begriff wird durchgängig von seiner Vorstellung einer energetisch definierten psychischen Realität dominiert. *Freud* konzentriert sich auf die Wirkung der Traumatisierung. Sein Begriff von Traumatisierung befasst sich weniger mit dem traumatisierenden Vorfall und dem damit verbundenen Erlebnisinhalt, als mit der Schwierigkeit des Individuums, das Erlebte und sein Erleben nervlich zu verarbeiten. Für *Freud* hing es letztlich von der Empfindlichkeit des betroffenen Menschen ab, ob ihm ein Erlebnis zum Trauma wird, zumal "sich nicht in allen Fällen ein offenkundiges Trauma aus der Urgeschichte des neurotischen Individuums herausheben läßt" und offenbar "nichts anderes vorliegt, als eine

außergewöhnliche, abnorme Reaktion auf Erlebnisse und Anforderungen, die alle Individuen treffen und von ihnen in anderer, normal zu nennender Weise verarbeitet und erledigt werden" (*Freud* 1939, 177).

*Freud* war klar, dass die Empfindlichkeit eines Kindes, das sich noch herausbildet, ungleich größer ist, als die eines Erwachsenen. Allerdings erkannte *Freud* erst gegen Ende seines Lebens an, wohl nach der Lektüre des mittlerweile verstorbenen *Ferenczi* (*Bokanowski* 1999, 437), dass es lebensgeschichtlich frühe traumatische Schädigungen gibt, die narzisstische Kränkungen nach sich ziehen.

Aus *Freuds* Perspektive erscheinen die Umwelt und deren Einfluss auf die Krankheitsentstehung wie verkleinert, ohne jedoch geleugnet zu werden. *Freuds* energetischer Trauma-Begriff wirkt unpersönlich und beziehungslos, ja geradezu abstrakt. Das, was dem Individuum im Trauma widerfährt, erfolgt merkwürdig unverbunden, ja geradezu zufällig, auch wenn *Freud* bei der Kumulierung von Traumata sogar von einer "Leidensgeschichte" spricht. Das Trauma geschieht dem Individuum wie ein

Eisenbahnunglück (*Falzedo* 1984, 71) oder eine Kriegsverletzung.

*Freud* sieht das Individuum nicht in Beziehung zum Mitmenschen, im Feld seiner sozialen Beziehungen, seines Milieus oder im Kontext zeitgeschichtlicher und kulturspezifischer Metaszenen und Atmosphären. Es war offenbar nicht "Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse", wie es z.B. *Karl Marx* begriffen hatte. Mit Sicherheit war es nicht "Leibsubjekt in der Lebenswelt", wie dies im Anschluss an *Merleau-Ponty* heute für die Integrative Therapie gilt.

### **Triebtheorie, Sexualität und die Frauen**

Das vielleicht größte Anliegen und die mit Sicherheit problematischste Hinterlassenschaft *Freuds* bildete seine Trieblehre. *Freud* war im Ergebnis zu der Auffassung gelangt, es gebe zwei Triebe, die sich unbewusst im Leben des Menschen abspielen: Einen Lebenstrieb, der der „Triebkraft des Sexualtriebes“ zugrunde lag (*Freud / Jung* 1984, 209), den er Libido nannte, und einen Todestrieb. Seit ihrer Propagierung war die Libidotheorie in höchstem Maße

umstritten. *Freud* sah sich wegen ihrer heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Er wählte sich regelrecht in einer Schlacht um den Geltungsanspruch seiner Erkenntnis, in der er vorhatte, „die Fahne der Libido“ aufzupflanzen. Er glaubte, sie zum Dogma seiner Lehre erheben zu sollen: zum „unerschütterlichen Bollwerk“ gegen die „schwarze Schlammlut“ des Okkultismus - wie er einmal *Jung* beschwor. (vgl. *Donn* 1990).

*Freuds* Libidobegriff hatte eine große Spannbreite. Er oszillierte sozusagen zwischen Philosophie und Psychologie. Seine Triebpsychologie begann insofern eigentlich als Triebphilosophie: Sie lehnte sich auf der einen Seite vor allem an *Schopenhauers* unbewussten „*Willen*“ an und reichte auf der anderen Seite bis in sexuelle Details.

Die Libidotheorie beinhaltete eine inflationäre Ausweitung des Begriffs des Sexuellen und führte zu einem vieldeutigen Sexualitätsbegriff. *Freuds* Libidobegriff streute über die Maßen: Allein in „*Massenpsychologie und Ich-Analyse*“ (*Freud* 1921) beinhaltete Libido u. a. Liebe, geschlechtliche Liebe, Mutterliebe, Kindesliebe, Menschenliebe, Freundschaft,

Hingabe. In „*Widerstände gegen die Psychoanalyse*“ (*Freud* 1925 b) gebrauchte er Gefühlsbindung und sexuelles Begehren alternativ, als bezeichneten beide Begriffe auch nur etwas Ähnliches (vgl. *Fahrig* 1987).

*Freud* vertrat einen erweiterten Sexualitätsbegriff. Ihm zufolge war die Sexualität das zentrale Movens für die gesamte psychische Entwicklung des Menschen. Er reduzierte Sexualität nicht auf das Genitale. Sexualität umfasste bei ihm das gesamte Spektrum von lustvollen Erregungen und Aktivitäten, die ein Mensch bei seinen physiologischen Abläufen erfahren bzw. ausüben kann. Die genitale Sexualität bildete sozusagen nur die Krönung einer Abfolge von Partialsexualitäten, die in sie einmündeten, in ihr eine Rolle spielen konnten und ihr gegenüber als „Vorlust“ einzuordnen waren.

*Freud* vertrat darüber hinaus die Auffassung von der grundsätzlichen Bisexualität der Menschen. Dies kam, ebenso wie sein erweiterter Sexualitätsbegriff, zu seiner Zeit wie eine Provokation vor. Im Ergebnis eröffnete er damit der menschlichen Sexualität „einen breiten Horizont von Gestaltungsmöglichkeiten“ (*Rhode-Dachser* 2006, 951).

Sexuelle Identität war *Freud* zufolge Ergebnis einer Entwicklung, genauer einer Abfolge von Entwicklungsschritten entlang einer Skala von Partialtrieben, in der sich das Kind als polymorph-pervers darstellt, mit der Folge, dass die spätere geschlechtliche Festlegung lediglich oberflächlich ausfällt. Nach *Freud* gab es zum Lebensbeginn noch keinen psychischen Geschlechterunterschied. Die psychische Differenzierung der Geschlechter begann seiner Ansicht nach für das Mädchen mit der Feststellung seiner Penislosigkeit, die als Folge einer Kastration erlebt wird. Letztlich würde die Wahrnehmung der Anatomie darüber entscheiden, ob männliche oder weibliche Qualitäten in den Vordergrund treten. Der anatomische Unterschied zwischen Penis und Vagina, zwischen Zeugen und Gebären hatten *Freud* zufolge entscheidenden Einfluss auf die seelische Entwicklung (*Freud* 1925c). Ein aus heutiger Sicht ebenso interessantes wie kuriose Kapitel tut sich im Hinblick auf *Freuds* Ansichten über die Sexualität der Frau auf. *Freuds* Theorie der Weiblichkeit (vgl. *Rhode-Dachser* 2006) stellt aus unserer Sicht lediglich eine weitere Verallgemeinerung

seines konservativen Weltbildes und seiner patriarchalischen Lebenserfahrung dar.

Ist *Freud* im Hinblick auf seine *Theorie der Frau* den Vorstellungen seiner Zeit ebenso zum Opfer gefallen, wie im Hinblick auf seine *Theorie der Gesellschaft* den gesellschaftlichen Verhältnissen?

Vordergründig bietet sich die feministische Bewertung an, sein Bild der Frau zu den peinlichsten Schwachstellen in seinem Denken zu zählen. Sein phallischer Monismus sei nichts Weiteres als Knabenphantasien. Diese Bewertung hat sich allerdings mit der Tatsache auseinanderzusetzen, dass *Freud* – außerhalb seines patriarchalisch strukturierten Familienlebens – zu zahlreichen Frauen, denen er im psychoanalytischen Kontext begegnete, überaus einflussreiche und förderliche Beziehungen pflegte, ja geradezu als Katalysator für die emanzipatorische Entwicklung dieser Frauen wirkte, u. a. mit der Folge, dass z.B. in der zweiten Analytikergeneration – zeituntypisch – ebenso viele Frauen wie Männer vertreten waren (*Young-Bruehl* 1995, 350; *Appiganesi / Forrester* 1996).

Aber auch diese förderlichen Beziehungen wollen wohl verstanden und eingeordnet sein. *Freuds Schwester Anna* berichtet in ihren Erinnerungen eine Vignette, die vielleicht ein bezeichnendes Licht auf *Freuds* frühe Sicht von Frauen wirft. Anlässlich der Geburt des Bruders *Alexander* verglich er gegenüber dem Vater die Kinder der Familie mit der häuslichen Bibel: „die zwei starken Deckel sind die Buben und dazwischen die losen Blätter, das sind die fünf Mädchen“ (*Freud-Bernays* 2006, 14).

*Freuds* Denken über Frauen wies ein grundsätzliches Gefälle auf. *Freud* war zu sehr „Mann und Vater“, wie er einmal *Ferenczis* „Mutter- Kind-Gespiele“ entgegengehalten hatte, um eine andere Möglichkeit einzuräumen. *Freuds* Geschlechterbild war patriarchalisch wohlgeordnet: Der Mann stand oben, die Frau unten. Z.B. gab er sich sicher, „daß das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes sein wird. Das Über-Ich wird niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Manne fordern.“ (*Freud* 1925, 29).

Auf der für ihn sicheren Grundlage von Oben und Unten konnte er wiederum auf die freundlichste, intellektuellste und

förderlichste Weise mit einer ganzen Reihe von - für ihre Zeit emanzipierten, selbständigen - Frauen für diese persönlich hochbedeutsam korrespondieren. Es handelte sich ohne Ausnahme um Frauen, die sich an ihn gewandt hatten, sich ihm unterwarfen, ihn verehrten und sein Denken wertschätzten (*Appiganesi / Forrester* 1996) - bis zum Schluss insbesondere mit seiner Gönnerin, der zweifellos für ihre Zeit emanzipierten *Marie Bonaparte*.

Es gab – wie könnte es im Hinblick auf den Protagonisten der öffentlichen Diskussion um die Sexualität anders sein - zahlreiche Spekulationen über *Freuds* Sexualleben. Auch ich möchte unter dem Gesichtspunkt des „Persönlichen im Werk“ einige Worte verlieren. Mir geht es nicht um Moral: Nur, wer anders als einer, der in mehrfacher Hinsicht ein Doppelleben führte, würde die Thematisierung des Verschwiegenen dermaßen zu seiner Lebensaufgabe gemacht haben?

*Freud* hatte bei aller Diskretion nach außen insbesondere seinem langjährigen Freund *Wilhelm Fließ* (*Freud* 1986; *Appell* 1986) zahlreiche intime Details mitgeteilt. U. a., „dass seine Frau endlich wieder

auflebe, weil sie „ein Jahr kein Kind zu erwarten hat, da wir jetzt in der Abstinenz leben“; oder, „auch die sexuelle Erregung ist für einen wie ich nicht mehr zu gebrauchen“; schließlich, er sei „mit dem Kinderkriegen“ fertig – da war er gerade 45 Jahre alt. Wie man heute mit guten Gründen annehmen muss (*Blumenthal* 2006), betrafen diese Mitteilungen jedoch nur den Teil der Wahrheit, der sich auf seine Frau *Martha* bezog. Was niemand wissen sollte und kaum jemand konnte, *Freud* pflegte wohl hinter der Mauer seiner Diskretion ein außereheliches Verhältnis mit seiner Schwägerin *Minna Bernays*, die nach dem Tod ihres Mannes im *Freudschen* Haushalt lebte und dort fast die Hälfte ihres Lebens verbrachte. *Carl Gustav Jung* ahnte immerhin auf Grund einer Mitteilung *Minnas* sowie seiner Analyse eines *Freudschen* Traumes, dass *Freud* sich auf eine ungelöste Beziehung mit *Minna* eingelassen hatte (*Donn* 1990, 155). *Jones* hatte in seinem Bemühen, *Freud* nach Möglichkeit makellos darzustellen, ihm konsequente Monogamie nachgesagt: *Freud* sei in „sehr ungewöhnlichem Grad monogam gewesen“. Auch *Eissler* hatte – im Gegensatz zu der von *Carl Gustav Jung* -

behauptet, *Freuds* „Sexualakte“ sei „lilienweiß“.

Diese Aussagen erscheinen heute in einem anderen Licht und verweisen noch einmal auf die puritanische Denkmalserrichtung.

Aber auch die *Freudsche* Diskretion verdient Verständnis: *Freud* konnte sich mit seiner Psychoanalyse, die für seine Zeit die Sexualität provokativ thematisierte, zu Recht bedroht fühlen. Gegen ihn wurden zu Lebzeiten genügend Anwürfe erhoben. Seine Angst vor Reputationsverlust war ja keineswegs aus der Luft gegriffen.

Nicht zuletzt mag ihm auch seine philosophische Bildung den Weg gewiesen haben, mit seiner persönlichen Wahrheit auf diese widersprüchliche Weise umzugehen. Insbesondere seine komplizierte dialektische Vorstellung von dem Funktionieren von Gesellschaft und Ethik, in der sinnvollerweise, notwendigerweise stets zwei Tendenzen vorzuherrschen hätten, mochten ihm die Strategie vorgegeben haben: Die des Bewussten und des Unbewussten, des Öffentlichen und des Privaten.

*Freud* hatte sich im Innenverhältnis im Hinblick auf sexuelle Praxis liberal gegeben. Z.B. in einem Brief an *Putnam*

hatte *Freud* immerhin einmal angedeutet, dass er eher liberale Ansichten im Hinblick auf das Sexualleben präferierte, auch wenn er persönlich davon keinen Gebrauch gemacht hätte. Nicht auszudenken: Was wäre aus *Freud* und seiner Theorie geworden, wenn er bei seiner Wahrheit geblieben wäre und seine tatsächliche Lebenserfahrung und Praxis mitgeteilt und sich als polygam geoutet hätte?

### **Freud als Kultur- und Gesellschaftstheoretiker**

*Freud* hatte sich in den letzten zwanzig Jahren seines Schaffens vorwiegend metapsychologischen und kulturanalytischen Themen zugewandt. Die kultur- und gesellschaftstheoretischen Vorstellungen, die *Freud* ausgearbeitet hatte, beinhalteten die Gründung von Zivilisation und Kultur auf der triebhaften Natur des Menschen. Die kulturtheoretische Gedankenfigur, die er dabei in Anschlag brachte, begriff Kultur im Gegensatz zur Natur. Kultur war für ihn das Ergebnis von Selbstbeherrschung. *Freud* konnte sich Kultur ohne Triebaufschub resp. Triebverzicht nicht vorstellen: „Kultur ist durch Verzicht auf Triebbefriedigung gewonnen

worden und fordert von jedem Neuankommenden, dass er denselben Triebverzicht leiste. Während des individuellen Lebens findet eine beständige Umsetzung von äußeren Zwängen in inneren Zwang statt.“ Dieses Zitat stammt aus 1915: „*Zeitgemäßes über Krieg und Tod*“ (*Freud* 1915, 333) und bringt einen Gedanken ein, den er später in „*Das Unbehagen in der Kultur*“ (*Freud* 1930) ausführte. *Freuds* Lebenserfahrung gipfelte in der Ansicht, dass „der Mensch glücklich sei, ist im Plane der Schöpfung nicht enthalten“ (*Freud* 1930, 434). Individuelle Ansprüche auf Glück hielt er für uneinlösbar. Seine Auffassung von Glück wies eher indirekte, kulturell verfeinerte, und sozial angemessene Perspektiven auf. *Ludwig Marcuse* (1972) galt *Freud* daher nicht von ungefähr als der „resignierteste Ratgeber“ bei der Frage: „Wie werde ich glücklich?“. *Freud* wollte psychisches Leid lediglich in „normales Elend“ verwandeln. Er sah kein Ziel darin, Menschen per individuelle Wunscherfüllung glücklich zu machen, sondern wollte ihnen zu einem aufgeklärten Leben in einer aus zivilisatorischen Gründen notwendigerweise repressiven Gesellschaft verhelfen. Als Verfechter des Realitätsprinzips

wollte *Freud* lediglich, dass es etwas heller wird in der von ihm so erkannten Realität.

Hatte aber *Helen Puner* (1949) recht, wenn sie in dem Licht, mit dem *Freud* die Probleme und dunkelsten und furchterregendsten Winkel der Menschheit ausleuchtete, lediglich ein trostloses, stechendes, kaltes Nordlicht, ohne Frieden und Barmherzigkeit erkannte?

*Freud* hatte die problematischen Folgen des notwendigen Kultivierungsprogramms durchaus erkannt: Der zivilisierte Mensch war ein gehemmter, schwacher, von inneren und äußeren Feinden gleichsam umstellter, bedrohter Mensch. Sein Ich war nicht Herr im eigenen Haus, angewiesen auf unzulängliche Informationen von dem, was sich unbewusst in seinem Leben abspielte (*Freud* 1916/17, 294 f). Das Ich befand sich in einer konflikthaften, prekären Position, denn es hatte einen permanenten Zweifrontenkrieg zu führen. Es hatte „sich seiner Existenz zu wehren gegen eine mit Vernichtung drohenden Außenwelt wie gegen eine allzu anspruchsvolle Innenwelt“ (*Freud* 1940, 130). Der zivilisierte Mensch litt unter dem „Unbehagen in der Kultur“. Ihm

war kulturell aufgegeben, die gesellschaftlichen Verbote in einem Maße zu verinnerlichen, dass sie die Verwirklichung seiner Wünsche störten. Kultur konnte den Menschen nicht primär glücklich machen, weil sie seiner Natur abgerungen war. Erst sekundär sollte der Mensch den Gewinn der Kultur, allerdings nur in sozial „angemessener“ Form, genießen können. Sprach hier *Freud* über sich?

In den Zusammenhang seiner kulturtheoretischen Ansichten gehört auch *Freuds* männlich ausgerichtetes Elite-Denken. *Freud* war der Ansicht, dass die Individuen, die dem Anspruch der Kultur genügen, einer besonderen Verantwortung unterliegen. Ihnen war aufgegeben, als Führer gegenüber der von ihm verachteten, kulturfeindlichen und unmündigen Massen aufzutreten. Mit Führer meinte er allerdings keine politischen Führer, sondern „Geistesadel“, „Fürsten der Wissenschaft“, „erhabene Persönlichkeiten“, „große Männer“ – so jemanden wie sich. *Junker* (1997) titelte völlig zutreffend: „Unter Übermenschen“. Von heute aus können wir nur Patriarchat pur erkennen: „Die Entschiedenheit der Gedanken, die Stärke des Willens, die Wucht der Taten



gehören dem Vaterbilde zu, vor allem aber die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des großen Mannes...“ (*Freud* 1937, 216 f.). Solcher männlicher Heroen bedurfte es, um den „Primat der Vernunft“ zu behaupten. *Freuds* gesellschaftstheoretische Vorstellungen waren dem Denken des 19. Jahrhunderts verhaftet, mit dem er sich zeitlebens auseinandergesetzt hatte. *Freuds* gesellschaftstheoretischen Vorstellungen wurden unterschiedlich bewertet: Einerseits wurde in seinem Individualismus und seiner Gründung des Menschen auf der Trieb-Natur die Radikalität der *Freudschen* Gesellschaftskritik gesehen (*Marcuse* 1963; 1969). Insofern *Freud* das Individuum gegenüber der Vergesellschaftung eingeklagt, die geknechtete Menschennatur zum Thema gemacht und die Aufmerksamkeit auf die Deformation der Sexualität gelenkt hatte, bot er Anlass, ihn zum Kritiker der modernen Gesellschaft zu erheben (*Schöpf* 1982, 156). Andererseits war aber auch der konventionelle Charakter und latente Konservatismus der *Freudschen* Gesellschaftsvorstellung zu thematisieren, da aus seinen Erkenntnissen letztlich kein anderer Gesellschaftsentwurf als

die bürgerliche Gesellschaft resultierte. Für *Schüle*in (1975), der den aufklärerischen Gehalt der *Freudschen* Theorie – aus meiner Sicht gegen *Freud* - herausgearbeitet hatte, ist *Freud* der gesellschaftlichen Wirklichkeit zum Opfer gefallen (*Schüle*in 1975, 218). *Lohmann* (1985) sieht in seiner Interpretation des *Freudschen* "Unbehagens" dessen Vorstellung von Kultur gleichsam als eine vernunftgesteuerte Präventivmaßnahme gegen unbeherrschte äußere Naturgewalten wie gegen die asozialen Triebstrebungen der Einzelnen. Aber der kollektive Selbsterhaltungswille der Gattung sei, wie *Freuds* kulturtheoretische Arbeiten seismographisch registriert hätten, längst in Selbstnegation umgeschlagen. Die Maßnahmen der Selbsterhaltung schafften nicht mehr Schutz vor katastrophalen Einbrüchen, sie seien vielmehr selber zu Quellen des Destruktiven geworden.

*Freud* lässt sich für die emanzipatorischen Anliegen kritischer Gesellschaftstheorie nur sehr bedingt in Anspruch nehmen (*Zaretsky* 2004). So, wie er ein Setting und eine Technik erfand, innere Räume zu öffnen, Tabuiertes zur

Sprache zu bringen und ihm Gehör und eine gewisse Geltung zu verschaffen, so geschlossen hielt sein Denken die äußeren Räume: „Die individuelle Freiheit ist kein Kulturgut“ (*Freud* 1930, 455). Nach seiner Ansicht musste sich der individuelle Wunsch sozial relativieren und sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit stellen. „Freiheit“ lief für ihn letztlich auf „Einsicht in die Notwendigkeit“ hinaus. Die *Psychoanalyse* konnte insofern nie nachhaltig den Eindruck verwischen, es ginge ihr letztlich darum, den Menschen an eine schlechte Wirklichkeit anzupassen und ihn unter gegebenen, schwierigen Bedingungen einigermaßen bewusst überleben zu lassen. Immerhin: auch dieses Ziel sollte nicht zu gering bewertet werden.

### **Freuds Bevorzugung der Vergangenheit, Hemmung der Gegenwart und Vermeidung der Zukunft**

Das von *Freud* hinterlassene psychoanalytische Instanzenmodell Ich, Es, Über-Ich, enthält implizite Zeitkonzepte. Über zeittheoretischen Implikationen des Über-Ichs hatte er sich klar geäußert. Das Über-Ich war eine Instanz der Vergangenheit. Dem Ich, eine der Gegenwart zuzuordnende Funktion, war die

Idee einer aus wichtigen Gründen verhaltenen Gegenwart übergestülpt: Im Sinne der Entstehung von Zivilisation und Kultur schien es *Freud* unumgänglich, dem *Ich* aufzugeben, die gegenwärtige, unmittelbare Triebbefriedigung aufzuschieben, im Hinblick auf eine später kommende, dann aber gesicherte, sozial angemessene Form der Befriedigung. Das *Ich* nach dem Motto „Tu es doch gleich!“ in den Dienst der Bedürfnisbefriedigung zu stellen, hätte *Freud* abgelehnt.

Das zeittheoretische Konzept der verhaltenen Gegenwart des *Ich* setzt sich bis in den psychoanalytischen Begriff der Neurose durch. Neurose ist die - nur für den Tag geltende - symptomatisch-kompromisshaft geprägte Herrschaft der im Sinne der Produktion von Kultur notwendigerweise verdrängten Triebe. Neurose ist dann, zeittheoretisch verstanden, die Herrschaft der unbewussten, traumatisch erlebten, unabgeschlossenen Vergangenheit über die Gegenwart und damit restriktive Vorgabe sowohl für Gegenwart als auch Zukunft.

Auch die psychoanalytische Vorstellung der Befreiung von der psychoanalytischen

Vorstellung von Neurose durch die psychoanalytische Erkenntnis bleibt durch die *Freudsche* Zivilisations- und Kulturpräferenz eigentümlich gebunden. Denn *Freud* zielte nicht auf die Befreiung der unterdrückten Sexualität in der Gegenwart, sondern bereicherte und erweiterte den Triebaufschub lediglich um das Wissen um das notwendigerweise Aufgeschobene, die Sexualität. Maßgabe blieb *Freuds* Auffassung von Triebaufschub bzw. Triebunterdrückung im Sinne der Produktion von Zivilisation und Kultur sowie sein Verweis auf eine künftige, sozial angemessene Form der Befriedigung.

Einerseits entdecken wir in der Vorstellung der künftigen, sozial angemessenen „besseren“ Form der Triebbefriedigung zwar auch ein Zukunftskonzept. Ein Zukunftskonzept, das sich aber letztlich wieder auf Aufschub, auf ungewisse Hoffnung stützte, sich letztlich der Perspektive der jüdischen Eschatologie verdanken dürfte: Die Erlösung der Welt durch die Wiederkunft des Messias. Mit dem Blick auf das Ausbleiben der Eschatologie gilt leider aber auch weiterhin: Wer im Hinblick auf eine ferne Zukunft lebt, lebt auch im Hinblick auf deren Ferne

(*Schuch* 2003).

*Freuds* großes Thema wurde die Vergangenheit. *Freud* glaubte an die Heilung durch anamnestic Erkenntnis. Die frühe Kindheit im Lichte der psychoanalytischen Modellvorstellung als eine Abfolge von Tribschicksalen zu erinnern, wurde zu seinem vornehmsten therapeutischen Ziel. *Freud* hatte programmatisch auf Heilung durch Bewusstwerdung von Lebensgeschichte gesetzt: Die unbewusste Wiederholung sollte zur Erinnerung umgeschafft werden. Erinnerung, Deutung und Erkenntnis sollten von seiner Konzeption von Neurose heilen.

Dieser nachhaltige, nach wie vor für „tiefenpsychologische“ psychotherapeutische Verfahren grundlegende Mythos (*Petzold / Orth* 1999), die Vorstellung der Heilung durch Anamnese, geht nicht zuletzt auf Quellen der idealistischen deutschen Philosophie zurück.

Um den Bezug nur anzudeuten, ein bezeichnendes kleines Beispiel, das *Odo Marquard* (1973) in seinem Essay „Über einige Beziehungen zwischen Ästhetik und Therapeutik in der Philosophie des 19. Jahrhunderts“ präsentiert hat. Es handelt sich um ein Zitat, das bei

*Freud* stehen könnte, aber bei *Schelling* steht: "das Ich (...) erinnert (...) sich nicht mehr des Wegs, den es (...) zurückgelegt hat (...) und es (hat) (...) den Weg zum Bewußtsein selbst bewußtlos und ohne es zu wissen zurückgelegt ... (es) findet in seinem Bewußtsein nur noch gleichsam die Monumente, die Denkmäler des Wegs, nicht den Weg selbst. Aber eben darum ist es nun Sache der Wissenschaft (...) jenes Ich des Bewußtseins mit Bewußtsein zu sich selbst, d.h. im Bewußtsein kommen zu lassen. Oder: die Aufgabe der Wissenschaft ist ... eine Anamnese" (*Marquard* 1973, 89).

*Freud* rechnete mit der bürgerlichen Konvention des 19. Jahrhunderts ab und blieb ihr doch in gewisser Hinsicht verhaftet. Weil sich Triebbefriedigung und Zivilisation ausschlossen, weil das Realitätsprinzip herrschen und die Sexualität beherrscht werden sollte, konnte es im Rahmen seiner Ansichten nur wenig Platz für einen freiheitlichen, kreativ, lebensfroh und lustvoll gestalteten, innovativen Entwurf von Gegenwart geben. Insbesondere gelang *Freud* kein emphatischer Begriff von der Zukunft als etwas wirklich Neuem. Letzteres mag u.a. auch mit an seinen triebtheoretischen

Ansichten gelegen haben. Triebtheoretisch gibt es ja nichts wirklich Neues: Die Befriedigung läuft stets auf das Gleiche hinaus. Als neu könnten sich allenfalls die Pfade darstellen, die der Trieb jeweils nehmen muss, um zu seinem Ziel zu kommen. Einfach nur „trübe Aussichten“ des im Grunde pessimistischen *Freud*?

### **Freuds Scheitern**

*Freud* genoss gegen Ende seines Lebens Weltruhm. Dies mag oberflächlich besehen den Eindruck erwecken, er hätte mit seinen Theorien tatsächlich große Wirkung erzielt. Ich komme zu einem anderen Befund: Ich habe mich entschieden, *Freud* als gescheitert anzusehen. Dies könnte sogar seine Selbsteinschätzung treffen. *Freud* hatte das Prekäre seines Entwurfs vorausgeahnt. Besonders in den Zwanziger Jahren hatte er dieser Befürchtung mehrfach Ausdruck verliehen. So schrieb er z.B. an *Jones*, dass sein Name wohl in Vergessenheit geraten, aber sein Werk wenigstens weiter bestehen werde. *Reik* teilte er seine pessimistische Erwartung mit, dass die Psychoanalyse nach seinem Ableben einen „langsamen Tod“ erleiden würde (*Reik* 1942, 28). *Jung* gegenüber

äußerte er fast leidenschaftlich, er glaube nicht, dass die jungen Männer, die auf dem Gebiet der Psychoanalyse mitarbeiteten, sein Werk erhalten würden: „Nein, sie würden es niederreißen“ (*Freud an Jung* cit. *Donn* 1990, 185). Da er die Psychoanalyse weitgehend mit seinen Ansichten gleichgesetzt und andere Ansichten und Entwicklungsvorschläge voller Misstrauen als Abweichungen angesehen hatte, hatte er ohnehin dafür gesorgt, auch in dieser Hinsicht Recht zu behalten.

*Freuds* Scheitern lässt sich sowohl im Hinblick auf seine Theorie als auch seine Praxis behaupten. Zuerst zur Praxis: *Freud* hatte sich in den letzten zwanzig Jahren seines Schaffens vorwiegend metapsychologischen und kulturalistischen Themen zugewandt. Dies wird auf seine Enttäuschung über die Heilungsmöglichkeiten der Psychoanalyse zurückgeführt. Patienten waren ihm ob dieser Enttäuschung zum „Gesindel“ geworden, „nur gut um uns leben zu lassen und sie sind Stoff zum lernen. Helfen können wir ihnen ja nicht“ (cit. *Ferenczi* 1988, 142). Die Psychoanalyse als Behandlungsmethode war schon

zu *Freuds* Zeiten in eine Sackgasse geraten (*Thompson* 1952, 180). *Freud* sah das klar: Er befürchtete, dass man genötigt sein werde, „das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion“ legieren zu müssen, um eine Therapie für die „Massenanwendung“, resp. „für’s Volk“ zu entwickeln (*Freud*, 1918, 193 f.). Bekanntlich fanden zahlreiche Versuche von Psychoanalytikern statt, den Patienten besser gerecht zu werden und die Psychoanalyse zu intensivieren, zu verkürzen, sie zu einem wirksamen, konzentrierten, ökonomischen Heilverfahren mit breiter Indikation zu entwickeln - um nur drei Namen zu nennen: *Sándor Ferenczi*, *Franz Alexander* oder *Michael Balint*. Ebenso bekannt ist, dass alle diese Befürworter technischer Experimente sich mit dem Vorwurf der Abkehr von der reinen Lehre auseinandersetzen hatten, weil *Freud* und die ihm nachfolgende Orthodoxie ihnen gegenüber dogmatisch auf der Gültigkeit der „Grundregel“ beharrten. *Andre Haynal* (1989) konstatierte nachhaltige, traumatisierende Folgen der Auseinandersetzung *Freuds* mit *Ferenczi* um dessen „technische Experimente“ für die Diskussionskultur innerhalb der

Psychoanalyse (vgl. *Schuch* 1994). Die Geschichte der Psychoanalyse stellt sich nicht zuletzt als eine Geschichte ihrer Dissidenten dar (vgl. *Cremerius* 1982).

Die Entwicklung weg von *Freuds* Vorschriften war nicht aufzuhalten: *Pulver* (1978) musste auf der Grundlage einer Umfrage unter den Mitgliedern der *American Psychoanalytic Association* feststellen, dass die Anwendung der Grundregel stark abgenommen hatte: Nur noch 20 % der Befragten gaben an, eine rein analytische Praxis zu betreiben.

*Freud* hatte die Psychoanalyse nur als eine Therapiemethode unter anderen gesehen und stattdessen die Wissenschaftlichkeit und die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis in den Vordergrund gestellt. Er glaubte offenbar, dass seine Theorie mehr verstehen als seine Technik leisten konnte (*Young-Bruehl* 1995, 307). Aber auch mit *Freuds* Theorie nahm es offenkundig kein gutes Ende. Bereits zu seinen Lebzeiten, insbesondere aber nach seinem Tod, wurde innerhalb der Psychoanalyse vieles anders gesehen als er es angestrebt hatte. Insbesondere sein großes Dogma, die Triebtheorie, als „unerschütterliches Bollwerk“ gedacht, war ins Wanken

geraten. *Balint* (1959) hatte die Katastrophe für das Fundament des *Freudschen* Gedankengebäudes in die menschlich verharmlosende Formulierung gefasst, das „Interesse für die Triebe“ habe mehr und mehr abgenommen (*Balint* 1959, 11). Auf die von *Freud* begründete und favorisierte Triebpsychologie folgte bekanntlich die von *Freud* misstrauisch beäugte „amerikanische“ Ich-Psychologie, später standen auch noch „Selbst“, „Objekt“ bzw. „Objektbeziehungen“ im Vordergrund der Aufmerksamkeit der Psychoanalytiker (*Pine* 1990) – streng genommen vier unkompatible Psychologien. Neuerdings nimmt die Psychoanalyse gar eine „intersubjektive Wende“ (*Altmeyer / Thomä* 2006). Alle diese Entwicklungen können wohl kaum als im Sinne *Freuds* gesehen werden. Sie widersprechen jedenfalls seinen deklarierten Ansichten. *Freuds* Psychologie war eine *Triebpsychologie*. Diese war nicht intersubjektiv, sondern eine „*Ein-Personen-Psychologie*“. *Freuds* Tochter *Anna* hatte noch am 21. Oktober 1974 (in einem Brief an *J.C. Hill*, in dem sie sich insbesondere von der Objektbeziehungstheorie abgrenzte, der sie nachsagte,

sie verfehle das Wesentliche an der Psychoanalyse) als das Wesentliche der Psychoanalyse den Konflikt innerhalb des Individuums bezeichnet, nämlich die Ziele, Ideen und Ideale, die mit den Trieben in Konflikt liegen, damit der einzelne innerhalb der zivilisierten Gesellschaft bleibt. Z.B. Schuld sei keine Beziehung zwischen zwei Menschen, sondern zwischen den verschiedenen Teilen des psychischen Apparats, d.h. als Angst, die das Ich bezüglich des Über-Ichs fühlt. Sie kam zu dem Ergebnis, die Psychoanalyse sei „vor allem eine Triebpsychologie, aber aus irgendwelchen Gründen möchten es die Menschen nicht so haben“ (cit. *Young-Bruehl* 1995, 354).

Am 29. Juli 1976 schrieb *Anna Freud* an *Harold Blum*: „Anstatt das psychoanalytische Gedankengebäude weiterzuentwickeln, besteht eine deutliche Tendenz, die bereits erzielten Errungenschaften und Fortschritte zu zerstören und durch etwas weniger Wertvolles zu ersetzen.“ (cit. *Young-Bruehl* 1995, 306).

Die postfreudianische Psychoanalyse besteht – so lautete die konservative Klage – gewöhnlich aus Resten der *Freudschen* Psychologie, „aus der alle schwierigen Teile

weggelassen wurden“. Die Psychoanalyse wäre demnach verwässert worden, zugunsten der Propagierung von Aspekten, denen *Freud* persönlich in hohem Maße misstraut, sie vorhersehbar kritisiert, abgewertet und mit dem Dissidenzvorwurf überzogen hätte: Der Sehnsucht der Menschen nach der Vereinigung mit der Mutter, d.h. geliebt zu werden, wie nur ein kleines Kind geliebt werden kann.

*Freuds* Tochter *Anna* (*Freud*, A. 1970) hatte mit dieser Entwicklung – aus eigenem Interesse, aber ganz im Sinne ihres Vaters - in einem Abschnitt, überschrieben „Psychoanalyse: Revolutionär oder konservativ?“, unmissverständlich abgerechnet. Sie beklagte: „In der Tat gibt es nicht ein einziges Stück in Theorie und Technik, das nicht von dem einen oder anderen Autor in Zweifel gezogen wird“ (ibid. 2556).

Ihre Klage umfasste eine ganze Reihe von Punkten: Die freie Assoziation, „der Eckstein der analytischen Technik“, würde längst nicht mehr allgemein benutzt. Die Traumdeutung, habe ihre Rolle als „via regia zur Kenntnis des Unbewußten“ an die Übertragungsdeutung abgegeben. Selbst der Begriff der Übertragung habe sich geändert: Statt spontan im

Bewusstsein und Verhalten des Analysanden aufzutreten, würde sie von Analytikern durch Deutungen aktiv in die Situation eingeführt. Der Beitrag der Sexualstrebungen zur Genese psychischer Störungen sei mehr und mehr hinter dem Aggressionstrieb zurückgetreten. Die Wiedergewinnung von Kindheitserlebnissen in der analytischen Situation würde von einigen Analytikern für minder wichtig gehalten als das „Hier und Jetzt“. Auf der metapsychologischen Ebene sei der ökonomische Aspekt in Verruf geraten. Vor allem aber habe die Neuprägung und Umdefinierung so vieler technischer Begriffe zu einer bisher unbewältigten Sprachverwirrung geführt, die es Autoren schwer machte, die Theorien anderer zu verstehen (vgl. *ibid.* 2556).

So gesehen hat es sich bei der Entwicklung und Ausbreitung der Psychoanalyse nach *Freud* keineswegs schon um einen Siegeszug der *Freudschen* Ideen gehandelt. Buchtitel wie z.B. „*Freuds Jahrhundert*“ (*Zaretsky* 2004) oder „*Freuds Zwanzigstes Jahrhundert*“ (*Glaser* 1979) kommen in diesem Licht oberflächlich und irreführend vor.

## Schluss

Es ist auch heute noch gewiss anregend und bildend, *Freuds* Werk zu studieren – allerdings als *historisches Phänomen*, das in seiner Zeit verstanden werden muss. Darüber hinaus gibt es aus meiner Sicht kaum etwas, was die *Integrative Therapie* mit *Freud* und seinem Werk im Guten direkt verbinden oder von ihm übernehmen könnte. Weder der opportunistische Gebrauch psychoanalytischer Begriffe noch der Hinweis, dass Revisionen der Psychoanalyse - wie z.B. die von *Ferenczi* oder *Perls* - einige therapiepraktische Elemente beigesteuert haben, sollte an dieser Einschätzung Grundlegendes ändern. Dies mag in früheren Zeiten der Entwicklung und Identitätssuche der *Integrativen Therapie* auch schon einmal anders gesehen worden sein.

Sprechen wir also zum Schluss über das Trennende. Die Differenzen sind Legion: *Freud* hatte den Menschen nicht in Beziehung zum Mitmenschen begriffen, im Feld seiner sozialen Beziehungen, seines Milieus, seiner Kultur oder im Kontext zeitgeschichtlicher Metaszenen samt der dazugehörigen Atmosphären. Sein Individuum war ein von inneren Konflikten gebeutelter, gehemmter, einsamer Mensch, theoretisch



reduziert auf eine „*Topik*“ von Über-Ich, Ich, Es. Mit Sicherheit war es nicht "*Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse*", wie es z. B. bereits *Karl Marx* begriffen hatte oder intersubjektives "*Leibsubjekt in der Lebenswelt*", wie dies z. B. im Anschluss an *Merleau-Ponty* für die *Integrativen Therapie* gilt (vgl. *Schuch* 2001). *Freud* hatte individualisiert und pathomorph psychologisiert, anstelle Kontexte zu beachten, Lebenslagen und Lebensperspektiven in den Blick zu nehmen und auf das Gute zu schauen, wie wir es heute richtig finden, um Erleben und Verhalten von Menschen angemessen zu verstehen. Nach unserer Auffassung wäre das historische Phänomen *Psychotherapie* als *Humantherapie*, als Therapie von Menschen in Kontext und Kontinuum zu begreifen. Durch seine monothematische Problematisierung der Sexualität hatte *Freud* mit der spätviktorianisch prüden, bürgerlichen Konvention des 19. Jahrhunderts versucht abzurechnen. Mit seiner Erfindung der Neurose als symptomatische Inszenierung eines sexuellen Triebkonfliktes hatte er den Gegenstand seiner Psychoanalyse gebildet und dogmatisch vorgeschrieben. Aber auch die psychoanalytische

Vorstellung der Befreiung von der psychoanalytischen Vorstellung von Neurose durch die psychoanalytische Erkenntnis blieb durch die konservative *Freudsche* Zivilisations- und Kulturpräferenz eigentümlich gebunden. In seinen theoretischen Proklamationen findet sich kein Plädoyer für sexuellen Genuss, für einen „*Gebrauch der Lüste*“ (*Foucault*). *Freud* hatte die Sexualität vielmehr mit einer strategischen Aufgabe belastet: Die sexuelle Entsublimierung hatte im Dienste des Ich zu stehen. Weil sich Triebbefriedigung und Zivilisation ausschlossen, weil das Realitätsprinzip herrschen und die Sexualität beherrscht werden sollte, konnte es im Rahmen seiner Ansichten nur wenig Platz für einen freiheitlichen, kreativ, lebensfroh und lustvoll gestalteten, innovativen Entwurf von Gegenwart geben, wie wir ihn vertreten. Eine Ästhetik der Existenz, eine – im *Foucaultschen* Sinne – *Lebenskunst*, die erfinderisch den Horizont der eigenen Möglichkeiten öffnet, die dazu anhält, den eigenen Lebensentwurf experimentell auszumessen und tatkräftig zu realisieren, wäre *Freud* nie in den Sinn gekommen. Seine Lebenserfahrung legte ihm mit der „Einsicht in die

Notwendigkeit“ gänzlich anderes nahe, als im Sinne einer parrhesiastisch vorzutragenden „Sorge für sich und andere“ repressive Strukturen zu durchbrechen, um eine andere „Ordnung der Dinge“ anzustreben und Möglichkeiten des Andersseins und Anderslebens auszuloten. *Freud* war ein Problematisierer der Vergangenheit. Er arbeitete reduktionistisch. Die Gegenwart fand nur in geringem Umfang sein Interesse. Insbesondere aber war *Freud* kein Begriff von der Zukunft als etwas wirklich Neuem gelungen. Letzteres mag u. a. auch an seinen triebtheoretischen Ansichten gelegen haben. Triebtheoretisch gibt es ja nichts wirklich Neues: Die Befriedigung läuft stets auf das Gleiche hinaus.

Die *Integrative Therapie* versteht sich demgegenüber an der Gegenwart orientiert und für die Zukunft offen als *Humantherapie*. Sie plädiert dafür, gängige Vorstellung von Psychotherapie entlang der *Grundqualitäten des Menschlichen* radikal umzuschreiben, die Therapie aus der Okkupation psychoanalytischer Konstrukte und psychiatrischer Krankheitsbilder zu entlassen und eine phänomenologische, prozessuale, ko-respondierende

Theragnostik zu betreiben. Es gälte alle Facetten des Menschen zu berücksichtigen – engagiert für die Integrität des Anderen. Sein Erleben und Verhalten wäre nicht monothematisch, sondern im Zusammenhang eines als Dispositiv begriffenen, komplexen Wirkgefüges zu verstehen. Der Therapeut wäre seinen Patienten Partner in Begegnungs- und Auseinandersetzungsprozessen, für die Entwicklung von Willenskräften, von persönlicher Souveränität, der Selbstverwirklichung in Gemeinschaftsprozessen.

## Literatur

- Adorno, Th. W.* (1970): Negative Dialektik. Frankfurt (Suhrkamp).
- Alexander, F.* (1933): On Ferenczi's Relaxation Principle. *International Journal of Psychoanalysis* 14, 183 – 192.
- Alexander, F.* (1944): The Indications for Psychoanalytic Therapy. *Bulletin of the New York Academy of Medicine* 20, 319 – 332.
- Altmeyer, M. / Thomä, H.* (Hrsg.) (2006): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett).
- Andreas-Salomé, L.* (1958): In der Schule bei Freud. Zürich (Pan).
- Appell, R.* (1986): Was bisher unterschlagen wurde. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 268, vom 18. November 1986.
- Appiganesi, L. / Forrester, J.* (1992): Die Frauen Sigmund Freuds. München / Leipzig (List).

- Balint, M.* (1959): Angstlust und Regression. Stuttgart (Klett). – die Psychoanalyse! Frankfurt (Suhrkamp), 59 -126.
- Blumenthal, R.* (2006): Hotel Log Hints at Illicit Desire That Dr. Freud Didn't Repress. <http://www.nytimes.com/2006/12/24/world/europe/24freud.html>.
- Böhme, H. / Böhme, G.* (1983): Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Realitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt (Suhrkamp).
- Bokanowski; T.* (1999): Zwischen Freud und Ferenczi: Das "Trauma". *Psyche* 53, 5, 432 - 440.
- Brückner, P.* (1975): Sigmund Freuds Privatlektüre. Köln (Rolf Horst).
- Brumlik, M.* (2006): Sigmund Freud. Der Denker des 20. Jahrhunderts. Weinheim (Beltz).
- Chlada, M.* (2005): Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault. Aschaffenburg (Alibri).
- Clark, R.W.* (1981): Sigmund Freud. Frankfurt (S. Fischer).
- Cremerius, J.* (1981): Freud bei der Arbeit über die Schulter geschaut. Seine Technik im Spiegel von Schülern und Patienten. In: ders. (2004), 326 – 363.
- Cremerius, J.* (1982): Die Bedeutung der Dissidenten für die Psychoanalyse. In: ders. (1984), 364 – 397.
- Cremerius, J.* (1984): Vom Handwerkszeug des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik. Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog).
- Derrida, J.* (1997): Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression. Berlin (Brinkmann & Bose).
- Derrida, J.* (1992): „Gerecht sein gegenüber Freud“ - Die Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Psychoanalyse. In: ders. (1998): Vergessen wir nicht
- Donn, L.* (1990): Freud und Jung. Biographie einer Auseinandersetzung. Hamburg (Kabel).
- Ellenberger, H. F.* (1973): Die Entdeckung des Unbewußten. Bern (Huber)
- Eschenröder, Chr. T.* (1989): Hier irrte Freud. Zur Kritik der psychoanalytischen Theorie und Praxis. München/Zürich (Pieper).
- Fahrig, H.* (1987): Anregungen zur biologischen Fundierung einer Neurosentheorie – Kritik der Libidotheorie. In: Rudolf, G / Rüger, U. / Studt, H.H. (1987): Psychoanalyse der Gegenwart. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) , 142 -
- Falzeder, E.* (1984): Die "Sprachverwirrung" und die "Grundstörung" - Die Untersuchungen Sandor Ferenczis und Michael Balints über die Entstehung und Auswirkung früher Objektbeziehungen. Salzburg (Diss.).
- Falzeder, E./ Haynal, A.*(1981): Heilung durch Liebe? Ein außergewöhnlicher Dialog in der Geschichte der Psychoanalyse. In: Eickhoff, F.W. et al. (1981): Jahrbuch der Psychoanalyse. Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog), 109 – 127.
- Ferenczi, S.* (1988): Ohne Sympathie keine Heilung. Das klinische Tagebuch von 1932. Hrsg. Von J. Dupont, Frankfurt (Fischer).
- Flem, L.* (1993): Der Mann Freud. Frankfurt (Campus).
- Freud, A.* (1970): Kinderanalyse als ein Spezialfach der Psychoanalyse. In: Freud, A. (1987) aaO., 2553 – 2567.
- Freud, A.* (1987): Die Schriften der Anna Freud. 10 Bde. Frankfurt (Fischer).

- Freud, E.L. / Meng, H.* (Hrsg.) (1963): Sigmund Freud und Oskar Pfister Briefe 1909 – 1939. Frankfurt (S. Fischer).
- Freud, M.* (1957): Glory reflected. Sigmund Freud. Man and Father. London (Angus & Robertson).
- Freud, S.* (1905): Bruchstück einer Hysterie-Analyse, GW V, 161 – 286.
- Freud, S.* (1909): Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. GW VII, 379 – 463.
- Freud, S.* (1910): Die künftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. GW VIII, 104 – 115.
- Freud, S.* (1912a): Zur Dynamik der Übertragung. GW VIII, 364 – 374.
- Freud, S.* (1912b): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. GW VIII, 376 – 387.
- Freud, S.* (1913): Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: I. Zur Einleitung der Behandlung. GW VIII, 454 – 487.
- Freud, S.* (1914): Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: II. Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. GW X, 126 – 136.
- Freud, S.* (1915): Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: III. Bemerkungen über die Übertragungsliebe. GW X, 306 – 321.
- Freud, S.* (1915): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. GW X,
- Freud, S.* (1916/17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI.
- Freud, S.* (1918): Wege in der analytischen Therapie. GW XII, 183 – 194.
- Freud, S.* (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW VIII,
- Freud, S.* (1923): Psychoanalyse und Libidotheorie. GW XIII, 209 – 233.
- Freud, S.* (1925a): Selbstdarstellung. GW XIV, 31 – 96.
- Freud, S.* (1925b): Die Widerstände gegen die Psychoanalyse. GX XIV, 97 – 110.
- Freud, S.* (1925c): Einige psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. GW XIV, 19 – 30.
- Freud, S.* (1926): Hemmung, Symptom und Angst. GW XIV, 111 - 205.
- Freud, S.* (1930): Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV, 419 – 506.
- Freud, S.* (1930): Brief an Dr. Alfons Paquet. GW XIV, 545 – 546.
- Freud, S.* (1930): Ansprache im Frankfurter Goethe-Haus. GW XIV, 547 – 550.
- Freud, S.* (1931): Über die weibliche Sexualität. GW XIV, 517 – 537.
- Freud, S.* (1932) : Warum Krieg ? GW XVI, 11 – 27.
- Freud, S.* (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XV.
- Freud, S.* (1935): Nachschrift 1935. GW XVI, 31 – 34.
- Freud, S.* (1937a): Konstruktionen in der Analyse. GW XVI, 43 – 56.
- Freud, S.* (1937b): Die endliche und die unendliche Analyse. GW XVI, 59 – 99.
- Freud, S.* (1939): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. GW XVI, 101 – 246.
- Freud, S.* (1940): Abriss der Psychoanalyse. GW XVII, 63 – 138.
- Freud, S.* (1962): Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Frankfurt (Fischer).
- Freud, S.* (1986): Briefe an Wilhelm Fließ. Hrsg. v. Masson, J. M., Frankfurt (Fischer).
- Freud, S. / Ferenczi, S.* (1993): Briefwechsel. Bd. I, 1 u. 2, Hrsg. v. Brabant, E. / Falzeder, E. / Giampieri-Deutsch, P., Wien / Köln / Weimar (Böhlau).
- Freud, S. / Jung, C.G.* (1984): Briefwechsel. Hrsg. v. Mc Guire, W. / Sauerländer, E., Frankfurt (Fischer).
- Freud-Bernays, A.* (2006): Eine Wienerin in New York. Erinnerungen der Schwester Sigmund Freuds. Berlin (Aufbau).

- Freud-Marlé, L.* (2006): Mein Onkel Sigmund Freud. Erinnerungen an eine große Familie. Berlin (Aufbau).  
*Fromm, E.* (1981): Sigmund Freud. Seine Persönlichkeit und seine Wirkung. Frankfurt/Berlin/Wien (Ullstein).  
*Frosthalm, B.* (1978): Leib und Unbewusstes. Freuds Begriff des Unbewussten interpretiert durch den Leib-Begriff Merleau-Pontys. Bonn (Bouvier).  
*Gedo, J. E.* (1968): Freud's Self-analysis and his Scientific Ideas. *American Imago* 25, 99 – 118.  
*Glaser, H.* (1979): Sigmund Freuds Zwanzigstes Jahrhundert. Seelenbilder einer Epoche. Frankfurt (Fischer).  
*Gödde, G.* (1999): Traditionslinien des `Unbewussten´. Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Tübingen (edition diskord).  
*Haynal, A.* (1989): Die Technikdebatte in der Psychoanalyse. Freud, Ferenczi, Balint. Frankfurt (Fischer).  
*Hemecker, W.* (1991): Vor Freud. Philosophiegeschichtliche Voraussetzungen der Psychoanalyse. München (Philosophia).  
*Henscheid, E.* (1983): Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte. Anekdoten über Fußball, Kritische Theorie, Hegel und Schach. Zürich (Haffmans).  
*Holzkamp, K.* (1970): Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 1, 5 – 21, 109 – 141.  
*Jones, E.,* (1960-62): Das Leben und Werk von Sigmund Freud. 3Bde., Bern/Stuttgart/Wien (Huber).  
*Junker, H.* (1997): Unter Übermenschen: Freud und Ferenczi. Die Geschichte einer Beziehung in Briefen. Tübingen (edition diskord).  
*Kerz, J. Ph.* (1990): Freuds Klinischer Induktivismus. *Forum der Psychoanalyse* 6, 277 – 298.  
*Körner, J.* (1990): Übertragung und Gegenübertragung, eine Einheit im Widerspruch. *Forum der Psychoanalyse* 6, 87 – 104.  
*Kollbrunner, J.* (2001): Der kranke Freud. Stuttgart (Klett-Cotta).  
*Lahann, B. / Mahler, U.* (2006): Als die Psyche auf die Couch kam. Die rätselvolle Geschichte des Sigmund Freud. Berlin (Aufbau).  
*Leitner, A.* (2006): Sigmund Freud 150. In: *Consilium* 3 / 06, 28 – 31.  
*Lohmann, H.M.* (Hrsg.)(1985): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Frankfurt (Fischer).  
*Lohmann, H.M.* (Hrsg.)(1986): Die Psychoanalyse auf der Couch. Frankfurt (Fischer).  
*Malcolm, J.* (1986): Vater, lieber Vater... Aus dem Sigmund-Freud-Archiv. Frankfurt/Berlin (Ullstein).  
*Mann, Th.* (1936): Freud und die Zukunft. In: Freud, S. (1953): Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt (Fischer), 193 – 222.  
*Marcuse, H.* (1963): Das Veralten der Psychoanalyse. in: ders (1965:), *Kultur und Gesellschaft* 2, Frankfurt (Suhrkamp), 85 – 106.  
*Marcuse, H.* (1969): Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. Frankfurt (Suhrkamp).  
*Marcuse, L.* (1972): Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen. Zürich (Diogenes).  
*Markus, G.* (1991): Sigmund Freud und das Geheimnis der Seele. Frankfurt / Berlin (Ullstein).  
*Marquard, O.* (1973): Über einige Beziehungen zwischen Ästhetik

- und Therapeutik in der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. In: ders. Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie. Frankfurt (Suhrkamp), 85 – 106.
- Marquard, O.* (1987): Transzendentaler Idealismus, Naturphilosophie, Psychoanalyse. Köln (Dinter).
- Masson, J.M.* (1986): Was hat man dir, du armes Kind, getan? Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie. Reinbek (Rowohlt).
- Muschg, W.* (1975): Freud als Schriftsteller. München (Kindler).
- Petzold, H. G.* (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn (Junfermann).
- Petzold, H. G. / Orth, I.* (1999) Die Mythen der Psychotherapie. Paderborn.
- Pohlen, M.* (2006): Freuds Analyse. Die Sitzungsprotokolle Ernst Blums. Reinbek (Rowohlt).
- Pohlen, M. / Bautz-Holzger, M.* (1995): Psychoanalyse. Das Ende einer Deutungsmacht. Reinbek (Rowohlt).
- Pulver, S.* (1978): Report of "Survey of Psychoanalytic Practice 1976". Some Trends and Applications. Journal of the American Psychoanalytic Association 26, 615 – 631.
- Puner, H.* (1949): Freud – His Life and his Mind. London (Grey Walls Press).
- Reicheneder, J. G.* (1990): Zum Konstitutionsprozeß der Psychoanalyse. Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog).
- Reik, Th.* (1942): From Thirty Years with Freud. London (Hogarth Press).
- Ricoeur, P.* (1969): Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt (Suhrkamp).
- Ricoeur, P.* (1991): Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. München (Fink).
- Ricoeur, P.* (1998): Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern, Vergessen, Verzeihen. Göttingen (Wallstein).
- Ricoeur, P.* (2003): Gedächtnis, Geschichte, Vergessen. München (Fink).
- Roazen, P.* (1971): Politik und Gesellschaft bei Sigmund Freud. Frankfurt (Suhrkamp).
- Robert, M.* (1975): Sigmund Freud – zwischen Moses und Ödipus. Die jüdischen Wurzeln der Psychoanalyse. München (List).
- Robert, M.* (1986): Die Revolution der Psychoanalyse. Leben und Werk von Sigmund Freud. Frankfurt (Fischer).
- Rohde-Dachser, C.* (2006): Über Hingabe, Tod und das Rätsel der Geschlechtlichkeit. Freuds Weiblichkeitstheorie aus heutiger Sicht. *Psyche* 60, 9/10, 948 – 977.
- Schöpf, A.* (1982): Sigmund Freud. München (Beck).
- Schott, H.* (1985): Zauberspiegel der Seele. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Schuelein, J. A.* (1975): Das Gesellschaftsbild der Freudschen Theorie. Frankfurt / New York (Campus).
- Schuch, H.W.* (1990): Über Persönliches im Werk. Einige ideologiekritische Vorbemerkungen zur Art, der Person und dem Werk eines großen Psychotherapeuten zu gedenken. *Integrative Therapie* 16 / 1-2, 134 – 152.
- Schuch, H. W.* (1994): Aktive Psychoanalyse. Sándor Ferenczis Beitrag zur Technik der Psychotherapie. *Integrative Therapie* 20 / 1-2, 68 - 100.
- Schuch, H.W.* (2001): Integrative Therapie – Eine kurze Übersicht. In: Leitner, A. (2001): Strukturen der Psychotherapie. Wien (Krammer), 129 – 194.
- Schuch, H.W.* (2003): Geschichte und Psychotherapie. Chronosophische und

- diskursanalytische Vorüberlegungen zur Geschichte und Mythologie der Psychotherapie aus integrativer Perspektive. In: Leitner, A. (Hrsg.)(2003): Entwicklungsdynamiken in der Psychotherapie. Wien (Krammer), 13 – 56.
- Schur, M. (1973): Sigmund Freud. Leben und Sterben. Frankfurt (Suhrkamp).
- Steiner, R. (2000): Die Zukunft als Nostalgie: Biographien von Mythen und Helden...? Bemerkungen über Jones' Freud Biographie. 2 Teile. PSYCHE 54, 99 – 142, 242 – 282.
- Thompson, C. (1952): Die Psychoanalyse. Ihre Entstehung und Entwicklung. Zürich (Pan).
- Weber, S. (1979): Freud-Legende. Drei Studien zum Psychoanalytischen Denken. Olten und Freiburg (Walter).
- Weissweiler, E. (2006): Die Freuds. Biographie einer Familie. Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Young-Bruehl, E. (1995): Anna Freud. Eine Biographie. Teil 2. Die Londoner Jahre. Wien (Wiener Frauenverlag).
- Zaretsky, E. (2004): Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse. Wien (Zsolnay).
- Zimmer, D. E. (1986): Tiefenschwindel. Die endlose und die beendbare Psychoanalyse. Reinbek (Rowohlt).
- bemerkenswerte Persönlichkeit sowie *Freud* als Schriftsteller und als Analytiker. *Freuds* Werk wird historisch-kritisch besprochen. Einige seiner grundlegenden Konzepte werden diskutiert, i.e. seine Triebtheorie, seine Ansichten zu Sexualität und Frauen, *Freuds* Kultur- und Gesellschaftstheorie. Im Ergebnis wird *Freud* als gescheitert angesehen. Seine praxeologischen Vorschriften erwiesen sich als unpraktikabel und seine triebtheoretischen Ansichten wurden aufgegeben. *Freuds* Werk ist ein bemerkenswertes historisches Phänomen, das sich zu studieren lohnt. Zur *Integrativen Therapie* ergeben sich kaum Gemeinsamkeiten.
- Schlüsselbegriffe:* Sigmund Freud, Psychoanalyse, Geschichte der Psychotherapie, Freud-Kritik, Integrative Therapie.
- The essay commemorates *Sigmund Freud* well distanced in the perspective of the *Integrative Therapy*. It sketches *Freud's* remarkable personality, *Freud* as author and as analyst. *Freud's* opus is historical-critically reviewed. Some of *Freud's* basic concepts are discussed, i.e. his theory of instincts, sexuality and woman, *Freud's* theory of culture and society. In the outcome *Freud* is considered as failed. His praxeological prescriptions turned out to be impracticable and his theory of instincts has been given up. *Freud's* opus is a remarkable historical phenomenon which deserves studying. It has hardly anything in common with *Integrative Therapy*.
- Keywords:* Sigmund Freud, Psychoanalysis, History of Psychotherapy, Freud-critics, Integrative Therapy.

## Abstrakt

Der Essay gedenkt *Sigmund Freud* gut distanziert aus der Perspektive der *Integrativen Therapie*. Er skizziert *Freuds*

**KONTAKT**

**Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch**  
**Department für Psychosoziale**  
**Medizin und Psychotherapie**  
**Donau-Universität Krems**  
**Dr.-Karl-Dorrek-Str. 30**  
**A-3500 Krems**  
[mail@hwschuch.de](mailto:mail@hwschuch.de)